Ruge - Betrachtung und Darstellung des deutschen Studentlebens 1906


VE
RI
TAS

Kritische Betrachtung und Darstellung

des

Deutschen Studentenlebens

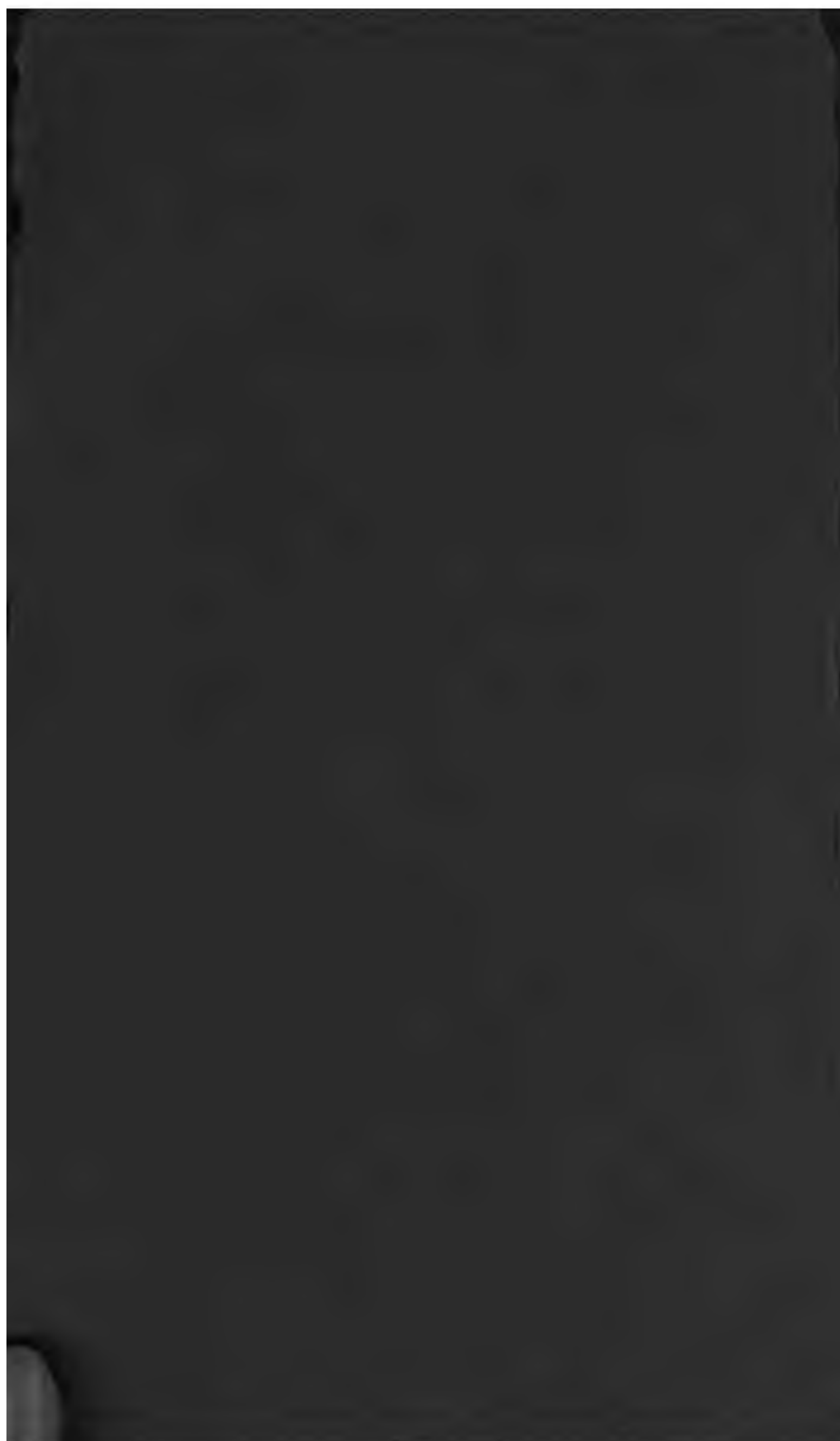
in seinen Grundzügen

Von

Arnold Ruge



Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
[illegible]



Kritische Betrachtung und Darstellung

des

Deutschen Studentenlebens

in seinen Grundzügen

Von

Arnold Ruge



Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1906

Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Seinem lieben Vater gewidmet.

Vorwort.

An dieser Stelle diejenigen namentlich aufzuführen, die in einem mehr oder weniger mittelbaren Zusammenhange mit der hier geleisteten Arbeit stehen, dürfte vielen als eine Pflicht der Dankbarkeit erscheinen. Ich unterlasse es trotzdem, weil ich es nicht für angemessen halte. Erst mögen diese Gedanken sich Anerkennung und Existenzberechtigung erzwingen; dann mag ihnen auch die Ehre zuteil werden, den Zusammenhang mit Größeren, als ihr eigentlicher Autor ist, zu suchen und zu erkennen zu geben. Erst soll ein Urteil über sie gesprochen sein, ehe sie sich anmaßen dürfen, mit den Namen anderer zu prunken. Es könnte sonst der Verdacht erregt werden, sie wollten für sich auf unlautere Weise Reklame machen. Ich möchte hier nur betonen, daß gar mancher, der nichts davon weiß, mich wesentlich gefördert hat, zwar nicht direkt in Bezug auf den Inhalt dieses Buches, sondern indirekt in Bezug auf die Art, wie dieser Inhalt gegeben ist; denn auch die Meister, von denen in uns die Liebe zur Wissenschaft erweckt und in richtige Bahnen geleitet wird, haben teil an Arbeiten, wenn ihnen auch deren Inhalt gänzlich fremd ist. Es gibt viele Gebiete, die man ohne Führer betreten muß, aber die sorgfältige Führung auf anderen Gebieten hat eine Lehre erteilt, die uns auch in dem neuen sorgfältig fortzuschreiten befähigt, auf Sümpfe und Moräste, auf Gletscherspalten und Abhänge behutsam zu achten. Sollte man in der Ableh-

nung eines offenen Dankes eine Unterlassungssünde erblicken, so will ich — und ich habe die feste Zuversicht, es zu können — sie ein andermal wieder gut machen, an einer Stelle, wo ich nicht zu fürchten brauche, mir den Vorwurf der Unbescheidenheit zuzuziehen.

Ein jeglicher Schritt in die Öffentlichkeit ist mit großen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden bei dem, der alles, was er tut, mit Ernst unternimmt, der die Konsequenzen in ihrer ganzen Tragweite zu überschauen sich bemüht und dem Zufall nur eine geringe Anzahl von Konzessionen macht. Gerade das Feld des Literarischen zu betreten, ist überaus gefährlich. Erst lockt es, denn man glaubt Ruhm und Anerkennung zu finden; dann aber, wenn es kein „Zurück" mehr gibt, erkennt man die grenzenlose Torheit solcher Illusionen. Man wird gehetzt von tausend Hunden; mit der zur wissenschaftlichen Arbeit notwendigen Ruhe ist es oftmals für lange aus; und ist man nicht gut ausgerüstet, um sich gegen die beständigen Angriffe zu verteidigen, dann muß man fürchten, gänzlich vernichtet zu werden. Oder man merkt, daß man völlig mißverstanden wird, daß man sich in seinen selbstlosesten Erwartungen getäuscht hat; eine Einsicht, die zu Verdruß und Verzweiflung führt.

Was den ersteren Punkt anbelangt, die Ausrüstung, so gestehe ich offen, keinerlei Furcht und Bedenken zu haben. Es ist alles wohl erwogen und zehnfach an der Gegenwart und Vergangenheit geprüft, und sollte trotzdem in manchem geirrt sein, so sage ich mit Goethe:

„Es irrt der Mensch, so lang er strebt."

Die Riesenarbeit, die geleistet werden mußte, um den folgenden Gedanken Berechtigung und Halt zu verschaffen, wird nicht vergeblich sein. Aber in betreff des

zweiten Punktes, was die Erwartungen anbelangt, denen dieses Buch zum Teil seinen Ursprung verdankt, so befällt mich jetzt, wo es fertig vorliegt, ein gewisses Bangen, und ich blicke keineswegs so erwartungsvoll, wie bei dem ersten Versuch, in die Zukunft. Damals glaubte ich, etwas Erwünschtes zu tun, wenn ich bei allem Lärm und Geschrei auf einen Mann hinweise, der mit Ruhe und Erhabenheit von der „akademischen Freiheit“ redete; es war dieser Glaube ein Irrtum. Man liebt heute nicht die ernste Sprache, die wie Orgelspiel zum Herzen spricht, man liebt die leichte, tänzelnde Musik der Geige. — Der Aufgabe der folgenden Zeilen entsprechend mußte ich, ebenso wie in der Einleitung zu Fichtes Rede, Kürze meine erste Pflicht sein lassen. Die dicken Bände, die allein über die zugrunde liegende Literatur hätten geschrieben werden können, mußten in ganz wenige Bemerkungen zusammenschrumpfen. Viele Ausführungen mußten gänzlich unterbleiben, und dem Leser war es oftmals überlassen, die Gedanken weiterzuspinnen, und so ist alles dahin angelegt worden, daß Wort für Wort zu lesen ist. Kann man heute in weiten Kreisen, für die dies Buch bestimmt ist, so gründlich lesen? Die Beantwortung dieser Frage ist der Grund meines Bangens. Wenn man die erste, dann die zehnte, dann die zwanzigste Seite durchfliegt, wird man gar bald dieses Büchlein mit Achselzucken beiseite legen, Wiegeschale und Metermaß ergreifen, um eine „sachliche“ Rezension zu schreiben.

Gerade bei dem vorliegenden Werkchen häuften sich die Gefahren bis zum Überdruß. Sein offener und unparteiischer Ton könnte bei manchen den Verdacht bezw. den Wunsch erregen, daß es sich hier um eine Vermehrung der Sensationsliteratur handle. Diesen Erwartungen

von vornherein jegliche Spitze abzubrechen, mußte der Verfasser vor allen Dingen lebhaft bemüht sein. Das einzige Mittel, diesem Bemühen äußerlich Ausdruck zu geben, war die Wahl des Verlages. In einem Sensationsverlage erschienen, wäre wohl genügend für die schnelle Verbreitung und damit für den materiellen Gewinn gesorgt worden, aber der ideelle wäre vielleicht gänzlich ausgeblieben, erweckt doch schon das äußere Gewand die wesentlichsten Vorurteile, von denen man sich nur recht schwer freizumachen vermag. Daß es mir gelungen ist, einen Verlag zu interessieren, dessen Vorzüglichkeit und Würde seit langen Jahren anerkannt ist, betrachte ich als einen ganz ungeheuren Vorteil.

Ein Teil der äußeren Schwierigkeiten — ich betone dabei jegliches Wort — ist damit vernichtet, ein anderer blieb übrig. Zur Herstellung dieses Werkchens war, wie man sich leicht überzeugen kann, eine Riesenliteratur notwendig. Da nun seit langen Jahren der Büchermarkt von denen belastet wird, die über Studentenwesen schreiben, so hat sich auch bei den reichsten Bibliotheken die Unmöglichkeit herausgestellt, selbst nur das Bedeutendste anzuschaffen, und dadurch wird es einem Bearbeiter des ganzen Gebietes unmöglich, sich auch nur in den vorübergehenden Besitz des Allerwichtigsten zu setzen. Zudem fehlt eine kritische Auswahl der über Studentenleben erschienenen Schriften, die dem Schaffenden wenigstens in Bezug auf die älteren Arbeiten an die Hand ginge. Es war also gänzlich Unmöglichkeit, allem gerecht zu werden. Zudem trat dem Verfasser noch eine ganz besondere Schwierigkeit damit in den Weg, daß die Heidelberger Bibliothek, die viel Wertvolles besitzt, gerade während der Monate geschlossen war, in denen

die Literatur ergänzt werden sollte. Ich darf wohl hier der Kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg i. E. für die äußerst freundliche Unterstützung, die sie mir als Ersatz dafür hat angedeihen lassen, meinen ergebensten Dank sagen; ihrer vorzüglichen Leitung verdanke ich es, daß ich mich besonders über die Erscheinungen der Jahre 1899—1905 habe orientieren können. Die unüberwindlichen Hindernisse, die im allgemeinen den Autoren aus der ungenügenden Ausstattung der Bibliotheken erwachsen und damit das Fortschreiten der Wissenschaft recht beschränken, mahnt immer dringender an die Ausführung eines Vorschlages, den Herr Professor Erman in der Einleitung zur „Bibliographie der Universitäten" ausgesprochen hat, eine Deutsche Nationalbibliothek zu gründen, in der alles neu Erscheinende vereinigt wird, in der eine Vollständigkeit mindestens in Bezug auf wissenschaftliche Erscheinungen erstrebt wird. Das in Preußen geltende Gesetz, wonach jeder Verleger verpflichtet ist, ein Exemplar eines in seinem Verlage erscheinenden Werkes an die königliche Bibliothek zu Berlin abzuliefern, dürfte als der erste Schritt zur Realisierung des gemachten Vorschlages angesehen werden.

In Anbetracht aller Schwierigkeiten muß ich um eine gewisse Nachsicht bitten. Es war unmöglich, auch nur das wichtigste zu berücksichtigen; und diese Unmöglichkeit wird trotz lebhaften Bedauerns wohl auch in den nächsten Zeiten nicht verschwinden. Vor allem die kleineren Schriften, Reden u. dergl. konnten nur mit großer Auswahl eingesehen werden; selbst solche, die berühmte Autoren haben, waren einfach nicht zu bekommen. Recht vieles ist mir von solchen, die um meinen hier ausge-

führten Plan wußten, auf direktestem Wege zugegangen; allen den gefälligen Sendern sage ich meinen besten Dank. Gerade die Unvollständigkeit der Literatur veranlaßt mich, auch an dieser Stelle die Bitte auszusprechen, mich in diesem Punkte fernerhin unterstützen zu wollen. Ich bin fest überzeugt, daß mir von mancher Seite recht wertvolle Ergänzungen zuteil werden können; besonders auf Ausführungen in Zeitschriften verwiesen zu werden, ist eine Erleichterung der Arbeit. Doch werden sich, wie ich hoffe, die Ergänzungen nicht allein auf die Literatur beschränken, sondern auch den Inhalt der vorliegenden Arbeit betreffen. Jede ernstgemeinte Äußerung und sachliche Kritik wird dem Ganzen unmittelbar zugute kommen, sei es in positivem oder in negativem Sinne.

Heidelberg, den 31. Januar 1906.

Arnold Ruge.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Man mag die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit, ja sogar die Möglichkeit, den Menschen zu erziehen, d. h. künstlich auf die Bildung eines Charakters einzuwirken, wie das oft geschehen ist, bestreiten; man mag der Pädagogik theoretisch-wissenschaftliche Konzessionen machen, oder sie gänzlich aus dem Reiche der Wissenschaften in das des praktischen Lebens verweisen; man mag für eine allgemeine Erziehungsmethode eintreten und damit das übliche Schul- und Erziehungsanstaltensystem im Grunde billigen oder individuelle Behandlung des jungen Menschen fordern, gleichviel: jeder wird ohne weiteres zugeben, daß Wissen, Aufklärung und Erkenntnis dem Menschen eine gute Waffe im Kampfe des Lebens immer gewesen sind und immer sein werden. Dieses Wissen kann direkt aus der Erfahrung gewonnen sein oder indirekt durch Belehrung. In den meisten Fällen gilt ja leider auch bei den vernünftigsten Menschen der alte Spruch: „Hätte Peter Simpel die Nessel gekannt, hätte er sich nimmer die Finger verbrannt.“ Doch es gibt selbst bei den törichtsten Menschen Ausnahmen von dieser Regel, da es gewisse Dinge gibt, die man nicht selbst erproben kann, ohne zu riskieren, daß dies die letzte Erfahrung ist. Daß auf den Schienen die Bahn fährt und daß man ihr ausweichen muß, weil sie es nicht kann, das erklärt man dem Kinde, man

belehrt es, man sucht in es ein Wissen zu legen, das ihm eine Macht sei und es vor Schaden bewahre. Mit der gesteigerten Kultur wächst der Schatz des Wissens, den wir uns aneignen müssen, bevor wir selbst fruchtbare Erfahrungen sammeln können. So gilt auch für unsere Zeit, ja in höherem Maße die Lehre Bacons: „Wissen ist Macht.“ Im zwanzigsten Jahrhundert muß sie lauten: „Wissen erworben durch Belehrung ist Macht.“ Denn ein anderes Wort steht über dem Ausgangstore des zweiten Jahrtausends: „Zeit ist Geld.“ Die Jahrhunderfe sind vorbei, wo man in Ruhe dies und jenes erreichen konnte, wo man sich hier und dort erst einmal „die Finger verbrennen konnte“, um dann wieder von vorne anzufangen. Der Wettlauf zu den nächsten und fernsten Zielen, zu den bescheidensten und anspruchsvollsten Stellungen des Lebens, wird von Tausenden mitgemacht, und wer sich zu diesem recht ernsten Kampfspiele nicht genügend gemustert hat, der bleibt am Wege liegen: Frühzeitiges Wissen ist Macht.

Das Lächeln, Jammern oder Höhnen auch der „äußersten“ Deterministen muß vor dieser Erkenntnis verstummen. Heute ist die Stimme derer verklungen, die die Vernunft aus dem großen Kausalzusammenhange ausschalten wollten. Die Naturwissenschaften sowohl, wie die Philosophie sind zu dem gleichen Resultat gekommen: daß die Macht des Menschengeschlechtes in seiner Vernunft liegt, in der Fähigkeit denkend weiterzuschauen, einerseits unüberwindliche Schwierigkeiten als solche zu erkennen und zu resignieren, andererseits sich selbst zu hemmen und zu zügeln. Die Erkenntnis, daß auch die sittliche Kraft aus der reinen Vernunft ihren Ursprung nimmt, ist das zersetzende Mittel aller Be-

lohnungsmoral geworden. Der Glaube an die Vernunft und an die in ihr ruhenden Werte und Kräfte hat den Glauben an etwas Außervernünftiges besiegt. Die Vernunft ist das Maß aller Dinge geworden, und der Mensch als Inbegriff menschlicher Bedürfnisse hat sich ihr unterwerfen müssen. Die Naturforscher haben in der Entwicklung des Gehirnes und seiner Funktionen die Rasseneigentümlichkeit des homo sapiens erkennen müssen, die Philosophen sind zu dem Resultat gekommen, daß allein das Handeln nach Normen ein speziell menschliches Handeln, ein freies Handeln ist. Das Wissen von den einfachen Dingen des Lebens, von den Naturgesetzen, hat sich gesteigert bis zur Selbsterkenntnis, bis zum Wissen von sich selbst. Wissen ist Macht! Es ist die Macht, mit der der Mensch die Natur bekämpft, mit der er gegen die Menschheit und für die Menschheit streitet, es ist die mächtigste und schärfste Waffe, mit der er den Kampf gegen sich selbst aufnehmen kann. —

Ein dunkles Unwissen ist über das akademische Leben in den weitesten Schichten unserer Bevölkerung verbreitet. Es ist schuld an so vielem, was anders wäre, wenn man mehr von seinen wahren Aufgaben und einzigmöglichen Zielen wüßte, wenn nicht das Reich der akademischen Wissenschaften für die meisten, die ihre Söhne dorthin schicken, ein völlig unbekanntes Land wäre. Ich habe das feste Vertrauen, daß es nur das Unwissen ist, und bestärkt werde ich in diesem Glauben durch das sichtbare Interesse, das man allgemein den studentischen Angelegenheiten entgegenbringt. Ja gewisse geldgierige Schriftsteller nutzen täglich dieses Interesse in der schnödesten Weise aus, indem sie mit

Bedacht das Dunkel, was sich über die akademischen Verhältnisse breitet, dazu gebrauchen, Sensation zu erregen. Es ist ein ungemein großer Schaden für die Hochschulen selbst, wenn in schmutzig-sensationellen Romanen, wie „Die Geschichte einer Jugend“ oder „Die Stiefkinder der alma mater“ gewisse Mißstände nicht nur zusammenhangslos übertrieben geschildert und grell beleuchtet, sondern im höchsten Maße dazu ausgebeutet werden, das Publikum gegen das Hochschulleben aufzuhetzen. Leider leben wir in einer Zeit des literarischen Tiefstandes, wo zwar nicht die „Wasserpoeten“, sondern die „Pikanteriepoeten“ gelten, die einzigen Autoritäten die Reklame und der Titel sind. Daher ist es leicht, die deutsche Volksgesellschaft über das, von dem sie nichts weiß, zu täuschen und selbst bei einflußreichen Leuten — die ja sehr oft am leichtesten zu beeinflussen sind — Verachtung und Mißgunst zu erzeugen.

Jedoch das ist bei weitem nicht das Schlimmste, sondern vor allen Dingen die Tatsache, daß viele nun hineinkommen in das Universitätsgetriebe, um das zu finden, was ihnen von dort vorgegaukelt wird, und, wenn sie es nicht finden, es hineintragen. Schlechte Elemente ziehen auf die Universitäten und machen die Universitäten schlecht. Indem ich diese Tatsache hervorhebe, gebe ich zu, daß manches im Leben unserer Studenten nicht so ist, wie es sein sollte, und daß ich von der Klarheit und Wahrheit in vieler Hinsicht eine Abschaffung der Mißstände erwarte.

Ich habe daher das Leben auf den deutschen Universitäten eine Zeitlang beobachtet, lange studiert und zu verstehen gesucht, bis ich den ersten Entwurf zu

dieser Arbeit machte. Vor allem mußte ich nach einer neuen Methode suchen, das was ich wollte, zu betrachten und darzustellen. Die rein historische Darstellungsart ist von vorzüglichen Kennern der Universitäts- und Schulentwicklung mit vollem Recht angewandt worden, um einen Teil der allgemeinen Welt- und Kulturgeschichte zu bearbeiten. Das Auffinden der Fakten nach kritisch-historischer Art war da der einzige zum Ziele führende Weg. Einer anderen Methode mußten diejenigen sich bedienen, welche nicht auf das Darstellen den Ton legten, sondern auf das Betrachten gewisser Zustände. In der Tat ist es da oft bei einer individuellen Methode, bei einem Äußern von Meinungen und Ansichten geblieben. Oft entspringen diese dem eingehenden Studium des Treibens auf den Universitäten und einer langjährigen Übung der Kräfte und werden dann zu unumstößlichen Überzeugungen, die sich mit Macht Anhänger schaffen; aber man erkennt nicht das Kriterium, das Maß, an dem der Autor die Dinge mißt. Ein relativer Wert kann diesen Arbeiten in keiner Weise abgesprochen werden; relativ ist er deshalb, weil jeder andere mit gleichem Anspruche auf Anerkennung eine Gegenmeinung äußern kann. Im Gegensatz zu den Historikern verwenden die Autoren solcher Arbeiten eine individuell-kritische oder politisch-kritische Methode, mit der sie zu recht wertvollen Resultaten kommen können, die eine gewisse aktuelle Kraft besitzen. Eine Entartung der letztgeschilderten Arbeitsart ist die sentimentale Schreibart; auch hier kann ein gewisser Ernst die Feder führen; doch bleibt das Resultat fruchtlos und leer, weil die Werkzeuge, mit denen man es erreichte, stumpf und unbrauchbar zu einem höheren Zweck sind.

Sentimentale Bücher sind für Kinder und unreife Erwachsene; kritische Arbeiten sind für denkende Menschen.

Die Methode, die mich fortschreiten ließ, ist nun weder die historisch-kritische noch die politisch- oder individuell-kritische, sondern die philosophisch- oder absolut-kritische: es war zunächst ein Kriterium zu schaffen, ein oberstes Prinzip, und von diesem alles übrige herzuleiten.

Die Gefahren, von dem rechten, dem schmalen, neugebahnten Wege abzuweichen und auf Irrwege zu geraten, waren groß und die Verlockungen, die Methoden zu vermischen, recht zahlreich. Am gefährlichsten schien es mir, in die Hände des Historismus zu fallen, auf jene Betrachtungsweise zu kommen, nach der man alles nur historisch zu begreifen, psychologisch zu verstehen und zu entschuldigen sucht. Man weiß, daß diese Methode des übertriebenen Psychologismus sich heutzutage ganz besonders im Strafrecht geltend macht, ich vermute nicht zum Heile unseres Staates. Es gibt etwas Höheres und Fruchtbareres als das bloße Verstehen: das ist das Messen, das Prüfen auf die Existenzberechtigung. Und der Maßstab sind gewisse Normen, die im menschlichen Menschen leben und sein Sein gestalten. Meine Aufgabe ist zu prüfen, ev. zu richten. Daß mir das historische und psychologische Verstehen dabei recht wesentliche Dienste geleistet hat, ja die Erfüllungsmöglichkeit meiner Aufgabe bedingte, ist selbstverständlich. Das Verstehen und Kennen ist der Grundstein, auf dem das Gebäude der Erkenntnis ruht. — Eine andere Scylla, der man entfliehen muß, wenn man etwas Dauerndes schaffen will, ist die Unbescheidenheit, der Dünkel zu

meinen, alles, was man sich gerade zurecht denkt, sei neu und richtig. An dieser Selbstüberschätzung leiden unzählige Autoren; es ist die Folge davon, daß Papier und Druckerschwärze billig und das Publikum im allgemeinen tieferem Nachdenken abgeneigt ist. So läßt jeder drucken, was ihm gerade in den Sinn kommt; die Tageserscheinungen übersteigen fast das Vermögen der Bibliographen; eine kolossale Überproduktion ist der Erfolg dieser Schreibwut. Das wirklich Wertvolle ist begraben in einem Berg von Unrat, und es ist für den geschmackbesitzenden Leser fast unmöglich, die Perlen herauszufinden. Zudem offenbart sich in dieser Methode des Arbeitens eine große Ungerechtigkeit gegen die Vergangenheit. Man mißachtet die Gedanken anderer, indem man sie nicht berücksichtigt, man verhindert den Fortschritt, weil man nicht beachtet, was schon dagewesen ist. Wieviel Hunderte von Erscheinungen würden unterbleiben, wenn man sich gewöhnte, zu prüfen und zu wägen, seine eigenen Gedanken zu feilen an dem harten Eisen der Vergangenheit! Ganz besonders geltend macht sich dieser Fehler zahlreicher Autoren auf dem sozialpolitischen Gebiete, wo hohle Phrasen und abgegriffene Redensarten allmählich überhandnehmen.

Als ich vor einigen Jahren den Entschluß faßte, das deutsche Studentenleben darzustellen, beschloß ich, erst meine Beobachtungen und Gedanken aufzuzeichnen, dann die zahlreiche Literatur nachzulesen und ihren Wert zu messen, endlich über meine eigenen Gedanken zu Gericht zu sitzen. Und so habe ich es gehalten. Gar manches mußte als vollkommen irrig gestrichen, manches ergänzt, manches korrigiert, manches neu hinzugefügt werden. Wenn man so arbeitet, verliert man oft den Mut, man

sieht die Nichtigkeit dessen ein, was man vielleicht für das Schönste gehalten hat; man findet seine eigenen Gedanken wörtlich bei anderen wieder und wird zweifelhaft, ob man überhaupt etwas Eigenes hat. Auf der anderen Seite allerdings freut man sich, wenn das Eigene selbst vor dem strengen Urteile derer standhält, deren Namen in den Sternen der Ewigkeit geschrieben stehen. Man wird kühn und trotzig, weil man festen Boden unter den Füßen fühlt.

Ich muß nun von dieser Literatur etwas eingehender sprechen. Ich tue das nur hier in der Einleitung, und zwar rede ich nur von demjenigen, was mit dem Anspruch in die Welt hinausging, das ganze Studentenleben, oder doch es in seinen Grundzügen zu schildern. Ich beschränke mich dabei auf das, was seit Beginn des 19. Jahrhunderts erschienen ist und treffe auch darin insofern eine Auswahl, als ich nur das hervorhebe, was den Stempel des Ernstes trägt. Die Kritik der Einzeldarstellungen muß ich dem Zwecke des Buches entsprechend unterlassen. Ein Blick auf das allgemeine „Literaturverzeichnis" genügt, um einzusehen, daß eine vollständige Besprechung der benutzten Literatur ins Unendliche führen würde. Ich habe dadurch, daß ich jedem einzelnen Kapitel ein besonderes Literaturverzeichnis voranstellte, ein Urteil angedeutet, was hier genügen muß. Den vor dem Text angeführten Arbeiten ist der größtmögliche Wert zuerkannt. Sie sind ausgiebig benutzt im einzelnen, wie allgemeinen. Doch ist damit nicht gesagt, daß sie völlig meinen Ansichten entsprachen. Dem Leser ist die Kritik überlassen, indem sie ihm dringend zum Studium empfohlen werden. Die nicht besonders vor dem Text aufgeführten Literatur-

erscheinungen waren entweder unrubrizierbar oder sie haben nur einen relativen Wert für die Lösung der hier erörterten Fragen. Auch ihr eingehendes Studium hat befruchtend auf die vorliegenden Gedanken gewirkt, oft in positivem, oft in negativem Sinne. In Anbetracht der großen Zahl der über mein Thema geschriebenen Bücher war es natürlich unmöglich, auch nur alles Wertvolle zu benutzen und alles Benutzte aufzuführen. Auf Vollständigkeit kann das angehängte Literaturverzeichnis daher keinen Anspruch machen; doch sprechen die wenigen Namen eine eingehende markante Sprache, sie geben eine Idee von der Bedeutung des Themas, mit dem sich auch die Größten abgegeben haben. —

In neuester Zeit haben Ermann und Horn in einer dreibändigen „Bibliographie der deutschen Universitäten" das Riesenmaterial aller über Universitätswesen bis 1898 erschienenen Arbeiten zusammengestellt. Das Werk zählt über 40000 Nummern. Es ist damit eine kolossale Arbeit geleistet, aber eine noch größere aufgegeben, nämlich aus dem chronologisch und sachlich Zusammengestellten das Wertvolle auszuwählen. Denn in der Tat, viel Schundware ist mitgeschleppt durch die Jahrhunderte.

Die Reihe derer, die das Studentenleben im 19. Jahrhundert darstellten, beginnt mit einem der größten Meister, mit Johann Gottlieb Fichte. In seinem „Deduzierter Plan einer zu Berlin zu errichtenden Universität" entwarf er 1807 für den König Friedrich Wilhelm III. ein vollkommenes Bild einer Hochschule, er beschrieb, welche Anforderungen an das Leben und Studium der Studierenden zu stellen seien. In die Einzelheiten des akademischen Treibens ist Fichte dabei nicht

eingedrungen. Im allgemeinen scheute er die Berührung mit dem Gemein-Wirklichen, dem Konkreten; er schwebte mehr in den höheren Regionen und gab die Grundideen an, nach denen das Universitätsleben als das vollkommenste Dasein gestaltet werden müßte. Auch trägt Fichtes Arbeit den Stempel der Zeit, in der er schrieb, die im allgemeinen einen Tiefstand bedeutete. Das große Aufatmen hat er auch noch erlebt, wenn auch nicht die endgültige Befreiung. Wie wertvoll auch Fichtes Anregungen sind, so sind sie doch nur Anregungen, die zum Teil in der folgenden Entwicklung zur Geltung gekommen sind, zum Teil übersehen und mißachtet, zum Teil als undurchführbar befunden wurden. Fichte hat mit reger Liebe stets an den Sorgen um Deutschlands Hochschulen teilgenommen und ihnen seine Kraft gern gewidmet, sein Name ist in der Universitätsgeschichte auf ewig bewahrt; er war der erste ordentlich gewählte Rektor der in der Sturm- und Drangperiode gegründeten Universität Berlin, und seine glänzende Rektoratsrede „Über die einzig mögliche Störung der akademischen Freiheit" ist das gewaltigste, was je über dieses Thema gesprochen wurde.

Ein Jahr nach dem Entwurf Fichtes hat Schleiermacher seine „gelegentlichen Gedanken über Universitäten" veröffentlicht. Obgleich er selbst nur den Anspruch erhebt, gewisse Teile des Studentenlebens beleuchtet zu haben, muß sein Werk doch hier genannt werden. Schleiermacher ist es vor allen Dingen, der von der Möglichkeit einer „wissenschaftlichen" Darstellung des Studentenlebens gesprochen hat; er selbst verkannte die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens keineswegs. Seine Gedanken sind in ausgiebigstem Maße

in der neuen „kritischen Darstellung“ verwandt worden, ja gewisse Ausführungen von ihm haben zu einer solchen direkt herausgefordert.

Nach Fichte und Schleiermacher hat sich eine gewisse Sucht geltend gemacht, einzelne Zustände im Studentenleben an den Pranger zu stellen. Es hing das natürlich mit dem allgemeinen Verfall zusammen, der sich immer mehr auf den Hochschulen bemerkbar machte. Die Schrift Döllingers (1819) „Betrachtungen über das Wesen der Universitäten“ bildet gewissermaßen den Übergang von dem Idealen zu dem Kraß-Realen. Mit schweren Anklagen überschüttete A. W. Diesterweg die deutschen Universitäten 1836. Der Ernst und die Feierlichkeit, mit der er den Studenten und Professoren ins Gewissen redete, lassen mit Sicherheit darauf schließen, daß vieles recht faul war, aber die Leidenschaftlichkeit, die aus seinen Anklagen hervorleuchtet, mahnt andrerseits den Historiker zu äußerster Vorsicht. Kein geringerer als Fr. E. Beneke hat damals den Anwalt der angegriffenen Universitäten gespielt. In einer Schrift „Unsere Universitäten und was ihnen nottut“ hat er, oft mit großer Einseitigkeit, oft mit Scharfsinn, versucht, alle Vorwürfe Diesterwegs zurückzuweisen. Er hat nur die eine Tatsache als bestehend anerkannt, daß Reformen nötig seien, und davon ausgehend entwarf Beneke eine Anleitung, akademisch zu leben, zu lehren und zu lernen. Noch im gleichen Jahre erschien eine beachtenswerte Schrift von K. H. Scheidler unter dem Titel: „Staatsrechtliche und politische Prüfung des Vorschlags einer totalen Reform des deutschen Universitätswesens nebst einer Apologie der kleineren Universitäten und Protestation gegen ihre Verlegung in

die Residenzstädte." Sie bietet im Verhältnis zu Diesterweg und Beneke nicht viel Neues, doch spricht sie mit einiger Ruhe und Gelassenheit von dem, was diese mit grimmigem Kampfeseifer darstellten. Scheidler hat später (1847), gewiß durch die Gedanken Schleiermachers angeregt, ein großes wissenschaftliches Werk geschrieben, betitelt: „Grundlinien der Hodegetik oder Methodik des akademischen Studiums und Lebens". Dieses Buch soll für Studenten gewissermaßen eine Anleitung sein, sich im akademischen Leben zu halten. „Methode!" das ist vor allem der Ruf, der aus dem umfangreichen Kompendium dem Leser entgegenschallt. Scheidler kämpfte gegen das planlose Sichtreibenlassen und forderte Festigkeit, zielgemäßes Weiterschreiten. Die ungeheuere Mühe, die der Verfasser auf sein Buch verwandte, hat sicherlich ihre reichen Früchte getragen, aber für uns ist das Buch fast ungenießbar. Alles, was an Zitaten zu finden war, ist in ihm aufgespeichert, und ehe man zu einem eigenen klar ausgesprochenen Gedanken des Verfassers kommt, muß man sich hindurcharbeiten durch einen Berg fremder Meinungen. Es ist selbstverständlich, daß jeder, der nach ihm das Studentenleben behandelt hat und behandeln wird, einmal einen Blick in dieses dickleibige Werk getan haben muß. Besonders der Historiker akademischer Verhältnisse, wie der Forscher nach der Kultur des 19. Jahrhunderts, finden in ihm wertvolle Gedanken und vor allem ausgiebige Literatur.

Scheidlers Werk hat der neuen Zeit unmittelbar vorgearbeitet. Es kam die Revolution von 1848, der Sturm, der so mancherlei verfallenes Gemäuer umriß. Der kolossale Druck auf alles, was Freiheit zu seiner Entfaltung brauchte, fing an zu weichen, und die Ent-

wicklung alles dessen, was zum Bestand der Universitäten notwendig ist, datiert von daher seinen Anfang. Sie hat lange noch nicht ihr Ende erreicht. Vor allem ging sie nicht in gerader Linie vorwärts, sondern in großen Zickzacklinien. Das große Jahrhundert politischer und sozialer Entwickelung in Deutschland ist für die Hochschulen nicht durchaus günstig gewesen. Es hat das allgemeine Interesse in anderer Beziehung oft vollkommen in Anspruch genommen und von den hohen, den höchsten Aufgaben menschlicher Arbeit abgelenkt. Gleichwohl hat die akademische Arbeit im stillen gewirkt und hat beigetragen zu dem Fortschritt auf allen Gebieten; auf den Dank, die Anerkennung für das Geleistete, wartet sie allerdings heute noch. — An Mahnworten für Lehrer und Studenten hat es in dieser Zeit nie gefehlt. Die hervorragendsten Universitätslehrer haben manchmal das Wort zu ernstem Tadel oder zur Verteidigung gegen Angriffe von außen und innen ergriffen. Ein neuer ernster und fruchtbarer Versuch, das akademische Leben in seinen Hauptzügen darzustellen, ist seit Scheidler nur noch ein einziges Mal gemacht worden. 1858 veröffentlichte Johann Eduard Erdmann seine „Vorlesungen über akademisches Leben und Studium".

Erdmann sah in der Behandlung des akademischen Lebens von seiten eines Dozenten einen Akt der Selbstbesinnung und damit der Selbsterhaltung der Universität. Er hielt das Vorhandensein hodegetischer Vorlesungen und ihren eifrigen Besuch für ein unbedingtes Erfordernis. Doch hat die Zeit gezeigt, daß derartige Behandlungen vom Katheder aus doch nur sehr relativen Wert haben, und das kommt einfach daher, daß mit dem Schluß des ersten Studiensemesters jeder Student stets mehr vom

Studentenleben, von seinen Sitten und Unsitten weiß, als ihm in einem kurzen Kolleg geboten werden kann. Solche Vorlesungen müßten ihren Platz in der Zeit vor Beginn der Studienzeit haben. In zwei Teilen betrachtet Erdmann nun dieses Universitätsgetriebe, im ersten das Leben, im zweiten das Studium. Unter den drei Fragen: Wer studiert? Was wird studiert? Wozu wird studiert? beleuchtet er zunächst das Leben des Studenten. Der zweite Teil des Werkes enthält eine vollkommene Wissenschaftslehre, die weniger dazu angebracht ist, den Studenten darüber zu unterrichten, wie und was er lernen soll, als den Philosophen, in die ernsten und tiefen Gedanken eines Philosophen, speziell in geschichtsphilosophische Fragen einzuführen. In diesem zweiten Teile offenbart Erdmann seine Größe als Lehrer der Philosophie, durch die er sich in der Geschichte einen Namen gemacht hat. So anregend und in vieler Beziehung bedeutungsvoll Erdmanns Ausführungen im ersten Teil sind, so wenig lassen sich die beiden Fehler verkennen, an denen sie kranken. Der eine ist ein unbegrenzter Idealismus, eine Scheu, in die Wirklichkeit hinabzusteigen und sich herumzuschlagen mit den vorhandenen Zuständen; der andere ist der übertriebenste Historismus. Erdmanns Art, die Dinge zu betrachten, ist ganz typisch für diese psychologische Auffassung. Gerade hier bei dem Thema, das sich Erdmann gestellt hatte, wäre es erforderlich gewesen, das Hegelianergewand abzulegen. Vielleicht haben wir später im Verlauf der Erörterungen einmal Gelegenheit, diese Krankheit des Erdmannschen Buches näher kennen zu lernen. In die Augen springt sie bei seiner Behandlung der Duell- und Mensurfrage. Die beiden großen Fehler der Erdmannschen Darstellung haben zwar ge-

hindert, daß seine Gedanken direkt gestaltend eingriffen in das allgemeine Getriebe, es war ihnen von vornherein jegliche Gestaltungskraft genommen; trotzdem kann das Geistreiche seiner Worte in keiner Weise bestritten werden. Erdmanns Buch verdanke ich für meine Arbeit unendlich viel Positives und Negatives; er hat mir vor allem auch den Mut gestärkt, meinen Plan, das Studentenleben in seinen Grundzügen zu betrachten, mit aller Unerschrockenheit auszuführen. Die Liebe, mit der er selbst von seinen drei Meistern Fichte, Schelling und Schleiermacher spricht, bezeugt, daß man auch mit voller Achtung vor den Gedanken anderer über dieselben hinausgehen kann. Es ist im allgemeinen nicht der Inhalt einer Behauptung, sondern die Art, wie diese Behauptung aufgestellt und begründet wird, gegen die sich eine Polemik wenden darf. Kritik und Polemik sind dadurch voneinander verschieden, daß die erstere dem Objekt ihrer Arbeit die Anerkennung in gewissem Sinne nicht versagt, die letztere dagegen jegliche Anerkennung von sich weist. Erdmann lag nach seiner ganzen Auffassungsart die Polemik ziemlich fern, auch fehlte ihm der Grund dazu, da er lediglich aus eigenen Ideen und Beobachtungen heraus sprach und sich nicht darum kümmerte, was außer den drei Meistern zahlreiche andere in mehr oder weniger umfangreichen Schriften gesagt hatten.

Die Art, wie in der vorliegenden Arbeit die Endresultate erzielt und befestigt werden, ist anders als bei Erdmann, sie stützen sich auf die Arbeit anderer, die in ihrer Verschiedenheit geeignet war, den Gesichtskreis zu erweitern auch über die Altersgrenze des Verfassers hinaus. Viele Dinge wollen erlebt sein, ehe

man das Nachdenken auf sie richten kann, und zum Erleben gehört Zeit und ein bestimmtes Alter. Und andrerseits können viele Erlebnisse nicht mehr objektiv gewertet werden, weil zwischen ihnen und dem erreichten Alter eine große unübersteigliche Kluft ist. Es wäre sicherlich ein törichtes Unternehmen, wollte ein Studierender ein Buch vom Wesen des Professors schreiben; bedenklich in vielen Fällen — und das hat sich bereits gezeigt — ist es aber auch, wenn ein alter Professor das Studentenleben beurteilen will. Ebenso skeptisch ist die Frage zu beantworten, ob jemand ein Gebiet, in dem er selber existiert, objektiv beschreiben, ob ein Professor das Professorentum, ein Student das Studentenleben, ein Soldat das Soldatenleben wissenschaftlich behandeln kann. Ohne Mittel anzuwenden, sich aus einer subjektiven Befangenheit, die allen Menschen anhängt, herauszuarbeiten, wird man es zu keiner allgemeingültigen Lösung je bringen. Diese Mittel sind in vieler Beziehung die literarischen Erzeugnisse anderer. Aus ihrer sorgfältigen Verwendung erwächst dem Autor in den meisten Fällen die Notwendigkeit zu polemisieren, sich mit aller Schärfe gegen Schriften zu wenden, die trotz ihres nichtigen Inhalts sich ein gewisses Ansehen erworben haben und damit oft nicht unbedeutenden Schaden anrichteten. Dieser oft recht drückenden Pflicht bin ich hier dadurch entgangen, daß ich jegliche Diskussion über die Literatur fortgelassen habe. Gewiß liegt in der Nichtanführung einer Arbeit im Literaturverzeichnis, wenn auch eine wortlose Kritik, doch ist außerordentliche Vorsicht in der Beurteilung dieser Art von Kritik anzuwenden. Nur in den allerseltensten Fällen ist damit eine völlige Ablehnung bezeichnet. Um eine solche mit Sicher-

heit zu erkennen, werden sich genug Kriterien in der Darstellung auffinden lassen. —

Nach Erdmann hat sich das Interesse nur an einzelne Erscheinungen des Studentenlebens geheftet. Von den allerverschiedensten Seiten her sind Angriffe auf das Bestehende gemacht worden, die sich teils auf die eigentlichen Grundlagen, teils auf gewisse empirische Erscheinungen bezogen. Es ist selbstverständlich, daß bei derartigen Einzelerörterungen immer eine Menge von Voraussetzungen, oftmals die allerwichtigsten, gemacht werden mußten, ohne daß diese geprüft und ausdrücklich anerkannt waren. Diese Voraussetzungen waren nun oftmals bei Behandlung derselben Fragen gänzlich voneinander verschieden, und daher ist begreiflich, daß auf manchem Kampfgebiete keine Einigung erzielt werden konnte. Die Prüfung dieser Voraussetzungen ist eine Hauptaufgabe einer Gesamtdarstellung und aus ihr erwächst die neue Aufgabe, die unbedingt zu machenden Voraussetzungen zu geben. So strömt eine Menge kleiner Gedankenflüsse in den großen Strom hinein, teils um unterzugehen, teils um dessen Richtung und die Farbe seines Wassers zu bestimmen, teils vielleicht, um mit ihm zusammen in einen größeren Strom mit reißenderem Gefälle aufgenommen zu werden. —

Gerade die letzten stürmisch bewegten Zeiten haben gezeigt, wie man im allgemeinen teilnimmt an dem Tun und Lassen auf den deutschen Hochschulen. Ja man gesteht gewissen Universitätsfragen eine Wichtigkeit zu, wie kaum anderen Dingen des sozialen Lebens. Die jüngsten Ereignisse in der akademischen Welt haben einen Sturm hervorgerufen, der noch lange zu spüren sein wird; es hat sich von neuem die Notwendigkeit

ergeben, kampfesbereit auch mitten im Frieden zu sein, denn es gibt Feinde, die nicht mit Kanonen schießen und mit aufgepflanztem Bajonett stürmen, die im stillen Minen legen und die Arbeit des Maulwurfes übernehmen. Auf dieses Interesse des deutschen Publikums will ich bauen, selbst auf das Risiko hin, den Umsturz zu wagen.

Doch nicht nur da draußen in der Welt, fern dem Universitätssein, hat sich der Geist der Teilnahme geoffenbart, sondern mitten aus der akademischen Welt ist die Berechtigung erwachsen, einmal den Scheinwerfer auf das Getriebe der Studierenden zu lenken. Bei den Streitereien um die „akademische Freiheit“ hat sich neben vielem Törichten, Parvenümäßigen, auch ein wenig gesunder Geist gezeigt; vielleicht reicht er aus zu dem, was ich plane, vielleicht hat der deutsche Student am Beginn des 20. Jahrhunderts Kraft genug, der Erkenntnis zum Siege zu helfen: es ist vieles faul im Staate Dänemark, es muß vieles besser werden. So schwer die Irrungen der letzten Tage waren, ein frischer und grüner Kern lag in allem; ihn aus dem Faulen zu retten, sollte gelingen. —

Im Grunde zerfällt meine eigene „Kritische Betrachtung und Darstellung des deutschen Studentenlebens in seinen Grundzügen“ in zwei Teile; der eine hat es mit den ideellen, der andere mehr mit den materiellen Voraussetzungen zu tun. Doch sind beide Gesichtspunkte der Betrachtung so eng benachbart, daß eine äußere Scheidung der beiden Teile als überflüssig, ja als unzweckmäßig befunden werden mußte. Die vorliegende Arbeit soll die Wertmaßstäbe, die Bedingungen und notwendigen Voraussetzungen für ein zweckmäßiges Studentenleben geben, und in der Lösung dieser Auf-

gabe erhält sie einen eigenen, selbständigen Wert. An sie anknüpfen läßt sich eine neue Untersuchung, die es unternimmt, bestehende „Zustände" unter den hier gegebenen Gesichtspunkten zu betrachten und zu prüfen, wie weit sie den hier aufgestellten Forderungen entsprechen. Eine solche „kritische Betrachtung des deutschen Studentenlebens in seinen empirischen Einzelerscheinungen" würde ihre systematische Einheit in vorliegender Arbeit begründen können, da bei der Mannigfaltigkeit der Einzelzustände wohl nur mit Gewalt ein Zusammenhang zwischen den einzelnen Objekten der Betrachtung konstruiert werden könnte. Während hier in den Grundzügen durchweg eine wissenschaftliche Ruhe bewahrt werden konnte, wird in einer Betrachtung der empirischen Einzelerscheinungen oft die Leidenschaft des Kämpfenden zur Geltung kommen. Dort werden vor allen Dingen die schroffen Gegensätze zwischen „Sein" und „Seinsollen" hervortreten. Mit aller erdenklichen Schroffheit wird da das in den „Grundzügen" gegebene Kriterium angewandt werden müssen. Ich halte eine derartige Ergänzung für äußerst wünschenswert und hoffe — wann weiß ich nicht —, sie einmal mit allem Mut der Wahrheit selbst auszuführen.

Hier ist zunächst nach den Wurzeln gegraben. Das Erdreich, in dem sie liegen, war teilweise so überwuchert, teilweise so hart und steinig, daß oft das Werkzeug abbrach oder stumpf wurde. In mancher Beziehung war ja vorgegraben, aber es blieb noch genug zu tun übrig. Die glänzenden Namen derer, die im Literaturverzeichnis aufgeführt sind, lassen einerseits die Schwierigkeit der Arbeit erkennen, andrerseits bürgen sie dafür, daß es sich um einen ernsten Stoff handelt. Medi-

ziner, Juristen, Philosophen, Theologen, Naturforscher haben sich bemüht, das Fundament für ein zweckmäßiges akademisches Leben zu legen; sie haben mit Mühe und Aufopferung die einzelnen Steine zusammengetragen zu dem Unterbau, der hier errichtet worden. — Die letzten Beweise der hier gegebenen Resultate konnten nur andeutungsweise geführt werden, weil es sich um eine Arbeit handelt, die in weiten, auch nicht akademischen, Kreisen Eingang finden und wirksam sein soll. Die obersten, hier gemachten Voraussetzungen zu begründen, ist Aufgabe der akademischen Fachwissenschaften und in vieler Beziehung der Philosophie. Ich fürchte, trotz aller Bemühungen nicht deutlich genug gewesen zu sein und zu hohe Ansprüche an die Geduld und die Verstandestätigkeit des Lesers gestellt zu haben.

Was das Literaturverzeichnis anbelangt, so sei noch einmal darauf hingewiesen, daß ich durch die Gruppierung der einzelnen Erscheinungen eine Kritik angedeutet habe. Das besonders Wertvolle habe ich als Beleg vor den einzelnen Kapiteln, das übrige nur im allgemeinen Verzeichnis am Ende des Bandes angeführt. Dort finden auch die großen historischen Werke, aus denen ich lernte, ihren Platz; sie haben in einem kritisch-philosophischen Werke mehr die Funktion der methodischen Schulung zu erfüllen und dienen mehr als Prüfstein der Richtigkeit aufgestellter Behauptungen, als zur Hervorbringung neuer. Ich muß ausdrücklich betonen, daß ich von den unendlich zahlreichen von mir gelesenen Werken nur diejenigen aufführe, für deren wissenschaftlichen Charakter ich die Bürgschaft übernehmen kann. Alles, was nach Sensation schmeckt, nach törichter Parteilichkeit, habe ich fortgelassen. Dazu gehört zum Beispiel

alles, was in den letzten Monaten erschien mit ganz wenigen, berücksichtigten Ausnahmen. Um dem Leser aber auch in diese Art, über ernste Dinge zu reden, einen Einblick zu verschaffen, habe ich die beiden Schriften angeführt von E. Horn und dem Verband Deutscher Hochschulen. Das eine ist eine gedankenarme Parteischrift, das andere gibt einen Einblick in den bewegten jugendlichen Geist derer, die an den letzten Kämpfen unmittelbar teilnahmen. —

So mag sich diese Arbeit ihren Weg suchen durch Sumpf und Schlamm, durch Sensation und Pikanterie. Vielleicht findet sie einige, in denen noch ein frischer Geist vorhanden und lebendig ist. Feinde — dessen bin ich gewiß — wird sie genügend finden, weil sie den Mut der Wahrheit trägt. Dieser „Mut der Wahrheit" ist nicht die Lust am Schimpfen. Er wird, wenn er das politische und soziale Gebiet betritt, leicht dazu, aber er muß es nicht werden. Auf dem theoretisch-wissenschaftlichen Boden ist das auch möglich und sehr oft wirklich gewesen; aber da kümmert man sich nicht so sehr darum. Sollte es gelingen, Wissen über das deutsche Studentenleben und von dessen Zweck zu verbreiten, auch in Kreisen, die nur in mittelbarer Berührung mit den Universitäten stehen, dann will ich zufrieden sein im Vertrauen auf die Gültigkeit des Wortes: „Wissen ist Macht." Es wird auch dieses Wissen nicht imstande sein, zu bewirken, „daß das Ideale in der Welt sich darstelle". „Wir behaupten nur, daß nach ihm die Wirklichkeit beurteilt und von denen, die dazu Kraft in sich finden, modifiziert werden müsse." (Fichte.)

I. Wesen und Wert der deutschen Universitäten.

* J. G. Fichte. Einige Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten. 1794.

Fr. W. J. Schelling. Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums. 1802.

Fr. Schleiermacher. Gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinne. 1808.

J. G. Fichte. Über die einzigmögliche Störung der akademischen Freiheit. 1811.

G. Fr. W. Hegel. Rektoratsrede. 1829.

Fr. v. Savigny. Wesen und Wert der deutschen Universitäten. 1833.

Ed. Zeller. Gedanken über Universitäten. I. u. II. 1845—46.

F. C. Dahlmann. Die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt. 1847.

Deutsches Staatswörterbuch von Bluntschli und Brater, „Universitäten“ 1867.

Fr. Paulsen. Die deutschen Universitäten und die Volksvertretung. 1897.

W. Waldeyer. Über die Aufgaben und Stellung unserer Universitäten seit der Neugründung des Deutschen Reiches. 1898.

O. Ritschl. Die freie Wissenschaft und der Idealismus auf den deutschen Universitäten. 1905.

---

* Die genaue Titelangabe findet man im Literaturverzeichnis am Ende dieses Bandes, der Kürze und der Raumersparnis wegen ist vor dem Text stets nur der Hauptteil des Titels verzeichnet.

Wenn man heute dazu auffordert, mitten in dem Vorwärtstreiben der Zeit die Blicke einmal in die Vergangenheit zu lenken, um aus ihr zu lernen, gerät man leicht in den Ruf, nicht mit zu wollen mit dem Geiste der Zeit, das heftige Drängen aufhalten zu wollen. Soziale Gleichstellung, Konkurrenzfähigkeit, vollkommenere technische Ausbildung, das sind die Forderungen unseres Zeitalters. Doch auch unser Jahrhundert ist ein Glied in der Zeitenkette, und die große Besinnung wird auch einmal kommen und das Alte, jetzt noch Neue, verdrängen. Man kann sagen, daß die deutsche Geschichte eine Reihe von stürmenden und sich besinnenden Zeitaltern ist. Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft wachsen und wachsen sich aus in dem einen, in dem anderen überwiegen die politischen und politisch-sozialen Interessen, die zu Kriegen und Umwälzungen führen, um dann die Besinnung zu erwecken, aus der das Neue seine Wurzeln schlägt, um neue Kräfte zur Entfaltung zu bringen, rasch oder langsam, für lange oder kurze Zeit. Die großen Heroen der Vergangenheit sind die verbindenden Kettenglieder zwischen den Zeitaltern; sie sind es, die den Glauben an das ewige Bestehen des Gegenwärtigen nicht teilten, sondern weiterdrängten auf dem Wege der Entwicklung. Die Masse, welche dumpf und stumpf nach den kleinen Früchten des Tages hascht, ist das Tote, das willkürlich von der Geschichte Beherrschte.

Wenn wir heute das starke materialistische Getriebe beobachten, kommt es uns wie ein schlechter Witz vor, wenn uns jemand sagt, daß das nur ein Taumel ist, der schnell vorübergehen werde und vorübergehen müsse, damit neue Kräfte gesammelt werden können. Selbst

in die Erziehung legen wir heute das äußerst starke utilitaristische Prinzip hinein; die Forderung: „Erziehung zum praktischen Leben" ist selbst an die höchsten Bildungsanstalten, die Universitäten, gestellt worden; ja man ist so weit gegangen, ihnen jeden anderen Zweck zu bestreiten. Und doch liegt gerade in dem Vorhandensein von Schulen und Bildungsanstalten die sicherste Garantie dafür, daß der Mensch etwas Höheres als das bestmögliche sinnliche Dasein anerkennt, gegenüber dem Zweckmäßigen etwas Zweckloses. Die Gründung von Schulen, der primitivste Unterricht im Altertum sind ein Zeichen von dem Ewigen, von dem Großen, das der Mensch in sich trägt und dem Leben zum Trotze zur Entwicklung zu bringen strebt.

In diesem Anerkennen eines Überweltlichen, Geahnten, vom täglichen Getriebe Unabhängigen, Geistigen liegt die Wurzel jeglicher Religion, sowie jeglicher Wissenschaft, und nur der bewußte oder unbewußte Glaube an die Entwicklung des Menschengeschlechts zu etwas Höherem, zu einer größeren Vollkommenheit, hat diesen Wurzeln Nahrung gegeben und sie zu Bäumen werden lassen, deren Äste sich heute ins Unendliche verbreiten und sich fast schon um Licht und Luft streiten. Erst mag im Menschen das Gefühl der Unsicherheit erwacht sein, das ihm die Fragen stellte, wo kommst du her? und wo gehst du hin? Das Bewußtsein, mehr zu sein als die Tier- und Pflanzenwelt, erweckte die Vorstellung von einem schaffenden und erhaltenden Gott und einem kommenden Leben nach dem leiblichen Tode, das das Sehnen nach Höherem stillt, das ein Leben voll Seligkeit sein werde, befreit von den herrischen Bedürfnissen der Sinnlichkeit. Wie ein Märchen aus der Steinzeit klingt

es heute für viele, wenn man von Gott, von künftigem Leben und von Seligkeit spricht, und doch ist auch die atheistischste Weltanschauung aus den Anfängen dieses kindlichen Glaubens hervorgegangen, aus dem festen Glauben des Menschen an etwas Höheres und Besseres. Vieles von dem, was sich an diese einfachen ursprünglich- und eigentlich-religiösen Vorstellungen anknüpfte, ist durch die wachsende Erkenntnis des Menschen in die Aktenkammer der Welt- und Geistesgeschichte gebannt; mit der Entfaltung der Kräfte ist das Fühlen eigener Erkenntnis- und Schaffenskraft erwacht und dem Stolze hat die Demut Platz machen müssen: aus dem Glauben an ein besseres und vollkommeneres Dasein des Einzelmenschen in einem außerweltlichen Dasein ist der Glaube an ein edleres Dasein der Menschheit auf der Erde selbst erwachsen. Auf diesem Vertrauen auf die Zukunft beruht alle heutige Wissenschaft. Die Entwicklungsmöglichkeit und -wirklichkeit der Menschen zu höherer Erkenntnis ist die unbewußte Voraussetzung aller wissenschaftlichen Betätigung, aller Erziehung, aller staatlichen Einrichtungen. Diese allen Wissenschaften gemeinsame Basis nimmt verschiedene Formen und inhaltliche Bestimmungen an je nach dem einzelnen Wissensgebäude, das auf ihr ruht. Sie wird zum teleologischen Prinzip der Betrachtungsweise, und bestimmt damit die Methode. Diese besonderen Strukturen der unbewußten Voraussetzungen zu untersuchen, ist Aufgabe des Transzendentalphilosophen, des Erkenntnistheoretikers, ebenso wie des Methodologen. Hier jedoch kommt es nur auf das Gemeinsame an, und das ist der Glaube an die Entwicklungsmöglichkeit der Menschheit. Ohne diesen hinter den Einzelwissenschaften lebenden unbewußten Glauben wäre

alle wissenschaftliche Betätigung nur Komödie, im besten Falle ein Zeitvertreib. Alles Lehren und Sich-Äußern wäre gänzlich grundlos und nur das stille In-sich-versunken-sein wäre einigermaßen zu rechtfertigen.

Ob die Bestimmung der Menschheit sei, sich zur höchsten Moralität und Legalität oder zur höchsten Erkenntnisstufe zu entwickeln, darüber haben die Philosophen zu allen Zeiten gestritten. Kant hat „gemutmaßt", daß einst Gesetz und Sitte identisch sein werden, daß das Endgeschlecht vielleicht einmal ein Erdenvolk sei, in dem man moralisch ist, weil man vernünftig ist, und legal, weil man moralisch handelt. Goethe hat weniger optimistisch in bezug auf Moral geurteilt, wenn er vom Menschen sagt:

Er nennt's Vernunft und braucht's allein
Nur tierischer als jedes Tier zu sein.

Er hat das Gewicht mehr auf die Entwicklung der Erkenntnis gelegt, die selbst auf Kosten der Moralität fortschreiten werde. Die Wissenschaften sind mit Recht alle ihren Gang gegangen, ohne die Frage zu lösen, wohin sich das Menschengeschlecht entwickelt — eine Frage, die wegen ihrer Unlösbarkeit vielleicht müßig ist —, aber sie hat die eine Voraussetzung bewahrt und als Existenzfundament bewahren müssen, daß sich das Menschengeschlecht überhaupt entwickelt. Die Geschichtswissenschaft hat schon lange die Ausdrücke Kindheit, Blütezeit, Verfall akzeptiert, und auch die Einteilung Altertum, Mittelalter, Neuzeit, Reformation, Renaissance offenbart den Glauben an einen stetigen Fortschritt. Die Philosophie ist heute imstande, nachzuweisen, wie die Menschheit immer klarer wurde in ihrem Denken,

wie sie sich aus der Naivität des Denkens entwickelte zur unbedingten Anerkennung der logischen Gesetze, wie ein stetes „Sichbesinnen“ immer Neues den Menschen im Menschen erkennen ließ, wie sich ihm Rätsel lösten und neue Probleme zeigten.

Aus diesem Glauben an die Entwicklung des Höheren im Menschen sind die Schulen entstanden. Ihr Entstehen ist die öffentliche Kundgebung von dem Werte des Außersinnlichen, sie sind die Darstellung des Göttlichen im menschlichen Zusammenleben, die Konkretisierung eines Ideals, einer allen gemeinsamen Idee. Erst waren es freiere Zusammenkünfte schon Gereifter, in denen man von dem Höheren, Nicht-Sinnlichen sprach. Es waren die Stätten, in denen man dem Sehnen nach dem „Göttlichen“ im Menschen Ausdruck und Nahrung gab. Was hatten sie mit dem täglichen Leben zu tun? Waren es nicht geradezu Veranstaltungen, die von der besseren Ausgestaltung des tierischen Daseins abriefen, die Aufgaben stellten, die zum Teil dem konkreten Leben entgegen waren? Und doch genossen sie vom ersten Beginne an die höchste Achtung; man konnte sie hassen und beneiden, aber verachten konnte man sie nicht. In ihnen herrschte der freie Geist, der herrschende Geist der Natur, die Vernunft, und sie trat den Kampf an mit dem Niedrigen und Gemeinen. Es ist eines der interessantesten Gebiete der Geistesgeschichte, die Entwicklung der Schulen und Lehranstalten zu verfolgen. Von den wenigen, die abseits vom Getriebe nachdachten über entlegene Dinge, die scheinbar gar nichts mit dem Leben zu tun hatten, die freiwillig ein vernachlässigtes Leben führten, ist allmählich die ganze Welt erobert worden. Die kleinen Philosophenschulen sind

die Urväter der kleinsten und größten Elementar- und Dorfschulen geworden. Während anfangs nur wenige die Zweckmäßigkeit einer Beschäftigung mit geistigen Dingen zugaben, ist allmählich die ganze Kulturwelt gezwungen worden, den Satz anzuerkennen: Geh auf die Schule und lerne was! Immer vielgestaltiger und bunter ist die Reihe der Schulen geworden, immer mehr differenzierten sich die einzelnen Tendenzen, und mit der Vielgestaltigkeit des Lebens ist allmählich die Nützlichkeitstendenz auf dem weitesten Gebiete zur Herrschaft gelangt. Lediglich die allgemeine Erkenntnis, daß es für jeden notwendig sei, einmal für seine geistige Ausbildung etwas getan zu haben, hat das Gebot des Schulzwanges ins Leben treten lassen. Allmählich jedoch haben sich die rein technischen Berufe, die für den Ausbau des sinnlichen Lebens zu sorgen haben, die Errungenschaften der geistigen Menschen angeeignet und, während vorher die Schulen das praktische Leben eroberten, haben heute die praktischen Bedürfnisse gewaltsam den Kampf gegen die Schulen aufgenommen. Diese Umkehr der Waffen ist eine „Errungenschaft" der Neuzeit; während einstmals die Schulen dazu da waren, für eine Zeit lang nur den Menschen im Menschen leben zu lassen und lediglich diesem Bedürfnisse ihren Ursprung verdanken, will man heute auch diese Muße der Jugendzeit für die Umgestaltung und Besserung, d. h. Hebung des Sinnenlebens erobern.

Man könnte sagen, auch der ursprüngliche Zweck der Schulen sei ein praktischer gewesen, nämlich Zufriedenheit zu erzeugen, die das alltägliche Leben nicht geben könne, der Glückseligkeitstrieb habe zum Besuche und zur Gründung der alten Philosophenschulen

verlockt. Es ist dagegen gar nichts einzuwenden, weil es identisch ist mit dem Gesagten: Eben dieser Trieb, das bewußtlose oder bewußte Streben nach etwas Andersartigem, Mächtigerem als das Sinnenleben, ist das, was man das Göttliche im Menschen nennen kann. Der Mensch, der im Sinnenleben nicht aufgehen kann, sei es, daß es ihm zu wenig oder zu viel Genüsse bietet, und der Kräfte in sich zu entfalten sucht, die dem Sinnenleben die Wage halten, ist der Besitzer des Höheren, des Geistigen. Wenn man jedoch selbst die Beschäftigung mit reinen intellektuellen Aufgaben Sinnengenuß nennt, dann ist es natürlich mit jeglichem Unterscheiden zu Ende. Wer keinen prinzipiellen Unterschied anerkennt zwischen dem gierigen Verzehren einer Kommißbrotstulle und dem eifrigen Nachdenken über eine mathematische Aufgabe oder ein philosophisches Problem, der ist selbstverständlich untauglich, das Wesen geistiger Bildung und die Möglichkeit geistiger Bedürfnisse zu erfassen. —

Der Kampf gegen das Ideale in den Schulen hat mit Macht begonnen; schon kann man eine Reihe von Bildungsanstalten aufzählen, die dem neuen Eroberer anheimgefallen sind; schon gibt es eine Menge von Schulen, in denen, mit Vernachlässigung alles Zwecklosen, rein technisch gelernt und gelehrt wird. Das ist der Gang der Entwickelung. Sie ist keineswegs zu bedauern und zu beklagen, wenn sie zur rechten Zeit Halt macht. Wenn man beizeiten Frieden schließt, die Waffen niederlegt, sich einigt und das Gebiet teilt, wird ein großer Nutzen geschaffen sein. Aber noch sieht es nicht nach Frieden aus. Immer von neuem klingt der Schlachtruf: Das praktische Leben! Immer mehr muß der echte Geist der

Schule Platz machen. Das Vandalistische in dem Kampfe besteht darin, daß man durchaus das Alte zerstören will, um das Neue an seine Stelle zu verpflanzen, anstatt dem Alten neben dem Neuen seinen Platz zu gönnen. Nicht die Verdrängung des Alten, sondern die weise Einschränkung sollte der leitende Gesichtspunkt der Widerstreitenden sein. Die Gymnasien und Realgymnasien, einst höhere Bildungsanstalten, müssen jetzt schon dem Belagerer die Tore öffnen, und wenn nicht in kürzester Zeit ein Halt geboten wird, dann ist die Axt auch an Deutschlands Universitäten gelegt.

Bisher waren die Universitäten die heilige Zufluchtsstätte aller derer, die allein dem Edlen im Menschen leben wollten, die die Ergebnisse des vergangenen für das kommende Zeitalter zu retten und zu sammeln unternahmen, die als einzelne Menschen dem Höheren in der gesamten Menschheit Nahrung und Befriedigung verschafften. Mit Neid haben die Nachbarn, Engländer, Franzosen, Italiener, auf den „idealen“ Deutschen geblickt, der in die Schule ging und gehen mußte und nicht nur die Kaffeemühle drehte, Schuhe flickte und Geld einkassierte. Sie haben es dem Deutschen noch nicht abgelernt, neue Kraft auch für das tägliche Leben in der Wissenschaft zu finden. Durch seine hohen Schulen und den echten Geist, der sie belebte, hat Deutschland nicht nur die führende Stellung auf den Gebieten der Literatur und Wissenschaft errungen, sondern lediglich aus ihnen hat es oft die Kraft geschöpft, sich von schweren Schlägen zu erholen. Der hungernde Schulmeister und der arme Professor haben die Soldaten geschaffen, die Deutschland so oft seine Verluste wieder erkämpft haben, „und es ist oftmals bemerkt worden, daß die Deutschen

ihre Nationalität, welche sie im Dreißigjährigen Kriege verloren hatten, durch die Philosophie und vor allem durch ihre Literatur wiedergewonnen haben“ (Windelband, Geschichte der Philosophie).

Die Universitäten sind fast noch die einzigen Schulen, in denen der ursprüngliche Geist, der die Schulen ins Leben rief, lebendig geblieben ist, weil sie die höchsten Träger des Menschlichen immer gewesen sind und dem vernichtenden Rufe: „seid praktisch“ am längsten Widerstand leisten konnten. Mag eine Anzahl von Schulen, dem Urtypus ähnlich oder unähnlich, künstlich vom Staate gegründet und ausgestaltet sein, die Universitäten sind aus der Notwendigkeit, aus dem Urquell des deutschen Volksgeistes entsprungen; „in der Idee der den Geist durchleuchtenden und den Menschen zum Göttlichen ziehenden Erkenntnis sind die deutschen Hochschulen gegründet; aus ihr haben sie das Recht ihres Bestandes; aus ihr, aus der im Menschengeschlecht wachsenden Erkenntnis den inneren Trieb ihres Wachstums und den Adel ihres Wesens.“ (Trendelenburg.)

Tun wir einen Blick zu unseren Nachbarn hinüber! Wo ist da die Universität im deutschen Sinne zu finden? Aus dem gleichen Triebe menschlicher Erkenntnisbedürftigkeit sind auch in England, Frankreich und Italien die Schulen entsprungen, aber dort war der adelige Geist nicht stark genug, dauernde Heimstätte für reine menschliche Geistesarbeit zu erhalten. Dort haben andere Dinge die Oberhand behalten, und die Entwicklung ist in einer Weise fortgeschritten, die der Wissenschaft und Literatur, die dem „Eigentlichen“ im Menschen schädlich war. Seit Jahrzehnten versucht man mit Eifer, von dem Deutschen zu lernen, um neues Leben in die Ruinen einzuführen,

während man bei uns sich fortgesetzt bemüht, das Lebendige zu töten. —

Das kulturelle Leben hat einen gewaltigen Aufschwung in den letzten Jahrzehnten durchgemacht, die Forderungen, die an den Einzelnen vom praktischen Leben gestellt werden, sind in jeder Weise in die Höhe geschraubt worden; es ist eine Notwendigkeit, dem Charakter der neuen Zeit gerecht zu werden. Er erfordert in vieler Beziehung eine mehr technische Vorbildung; man mag ihm in der Gründung von technischen Schulen gerecht werden. Man kann auch die Vorbildung in den Gymnasien und den anderen höheren Lehranstalten mehr den Erfordernissen des praktischen Lebens entsprechend umgestalten, aber man darf nicht von vornherein alles verbannen, was nicht unmittelbar auf materiellen Nutzen hinstrebt. Erstens macht man sich dadurch einer argen Tyrannei schuldig, indem man willkürlich die Vorsehung spielt, zweitens vergißt man dabei, daß es auch eine Charakterbildung gibt, die mittelbar für das Leben wertvoll ist, und endlich läuft man Gefahr, der Unmöglichkeit vorzuarbeiten, bei den immer steigenden Anforderungen alles, auch nur das Wichtigste, zu berücksichtigen. Vor allem aber sollte man sich hüten, an die Stätten freier zweckloser Geisteskultur zu rühren; denn von ihnen ist, wie jüngst wieder Oskar Hertwig in seiner Rede „Das Bildungsbedürfnis und seine Befriedigung durch deutsche Universitäten“ betont hat, stets das Neue ausgegangen, das im Leben praktisch verwertet wurde. Sie haben die Aufgaben gestellt und die möglichen Lösungen angegeben, die nachher auf praktischem Wege gefunden wurden. Wenn man den Geist der in sich und durch sich interessanten freien wissenschaftlichen

Tätigkeit verbannt, dann ist die führende Stellung Deutschlands untergraben.

Ich erinnere an die großen Geistesheroen der Vergangenheit und Gegenwart, an die großen Staatsrechtler und Nationalökonomen, an die Naturwissenschaftler und Mathematiker, an die Philosophen und Theologen. Haben sie nicht in freier unabhängiger Forschung auch für die Umgestaltung des praktischen Lebens mehr geleistet, als die größten Berufspraktiker? Aus dem Werte, den die Geschichte diesen Männern zuerkannt hat, erhellt der Wert, den sie den Universitäten zuspricht, deren wahren und tiefen Sinn der Physiker Franz Neumann in die wenigen schönen Worte zusammenfaßte: „Die Universitäten sind das Asyl, in welches der Geist aus dem Gedränge und der Not des alltäglichen Lebens sich zurückgezogen hat, von wo er seine Energie, seine sittliche und intellektuelle Kraft holt, um mit Sicherheit auf dem unsicheren Meer durch das Leben zu schiffen. Die Universitäten sind den Bergen zu vergleichen, welche die aus höheren Regionen entstandenen Niederschläge auf vielfach verschlungenen und zum Teil verborgenen Wegen und Gängen durch ihr Inneres leiten und als klares Quellwasser wieder heraustreten lassen.“

Man hat vergeblich eingewandt, die Sonderstellung der deutschen Hochschulen könne nicht mehr anerkannt werden, es läge in ihr eine soziale Bevorzugung, die nicht harmoniere mit den modernen Auffassungen von sozialer Gleichstellung; sie sei überlebt, und man wolle im Volke nichts mehr davon wissen. Gerade das Gegenteil ist der Fall, wenn man nicht unter Volk den Haufen der Ungebildeten und Verbildeten versteht, den stumpfen, satten Pöbel, der im Kittel, wie im Fracke herumläuft.

Wer könnte ihn mit Recht zum Richter von Dingen machen, die gänzlich außerhalb seines Begriffsvermögens liegen?! Gerade in unserer Zeit regt sich wieder in den unteren und mittleren Schichten der Bevölkerung das Bedürfnis nach geistiger Nahrung in hohem Maße. Die Sehnsucht, nach staubiger, oft stumpfsinniger Arbeit ein wenig freiere geistige Luft zu genießen, ist ungemein groß. Mit ihr ist die alte Achtung vor der Bildung, vor dem „Studierten" wieder gestiegen; die Berechtigung des echten aristokratischen Geistes der Universitäten wird damit anerkannt, und weniger der Wunsch genährt, die Aristokraten zu stürzen, als ihnen sich zu nähern, unter sie aufgenommen oder von ihnen beschenkt zu werden. Wer einmal gesehen hat, wie hoch der Professor in den Augen der Arbeiter steht, der hat ein Stück gefühlt von diesem instinktiven Höherstreben einfacher Menschen. Vor der wahren edlen Geistesbildung fühlt selbst der einfachste Mann eine gewisse Ehrfurcht. Das ist der Einfluß, den unsere Dozenten und Lehrer in Bildungskursen und öffentlichen Vorträgen auszuüben imstande sind.

Dieses Faktum ist ein äußerst wichtiges Moment für das Verständnis des Volkes. Man kann im allgemeinen sagen: selbst der gemeinste Mann beugt sich willig vor der Geistesüberlegenheit, aber er will nicht unter ihr leiden; er will sie herrschen lassen, aber sie darf ihn nicht tyrannisieren; sie soll Königin sein und bleiben, aber er will nur ihr Untertan, nicht ihr Sklave sein. Es gibt dafür Hunderte von Beispielen. Ich verweise nur auf gewisse Zustände im Heer: ein intelligenter, geistig überlegener Offizier, mag er noch so jung sein, hat seine Mannschaft im Zug, sie

gehorcht willig und wird im Notfall für ihn und unter seiner Führung durch Feuer und Wasser gehen; ein dummer, brutaler, noch so adeliger Offizier wird stets auf Widerspenstigkeit stoßen, und wenn es mal los geht, dann ist er nicht sicher vor der Kugel, die ihn von hinten trifft.

Der Wunsch des von der Arbeit um das tägliche Brot geplagten Volkes, an der allgemeinen Geistesentwicklung teilzunehmen, wird immer stärker, damit aber auch die Versuche, ihm in falscher Weise nachzukommen, immer häufiger und gefährlicher. Vielleicht bewährt die „universitas litterarum" wieder einmal ihre typische Kraft, den nationalen Geist zu stärken. Wie die deutschen Hochschulen vorzeiten das einzige Band zwischen den vielen deutschen Einzelstaaten waren, so könnten sie heute die vielfach in politische Parteien gespaltene Bevölkerung einigen. Gerade jetzt wäre es eine grenzenlose Torheit, den Hochschulen ihren rein wissenschaftlichen, zeitlosen Charakter zu nehmen, wo sich neue Aufgaben für ihn zeigen: „Aus dem Urgestein des deutschen Bodens erwachsen ist das Fundament, auf welchem die deutsche Hochschule beruht" (Stintzing). Manches andere auf demselben Fundament errichtete Gebäude hat man bis auf die Grundsteine eingerissen; mit dem Einsturz der urdeutschen Universitäten ist der Beginn zum gänzlichen Zerfall des Deutschen Reiches gemacht. —

Das „Wesen" der Universitäten im eigentlichen ursprünglichen Sinne, wie es geboren ist, aus dem Geist des Lebens des deutschen Volkes, ist der Wertmaßstab für alles, was sich auf sie bezieht; es ist das oberste Kriterium, an dem alle Zustände des akademischen Lebens auf ihre Existenzberechtigung hin geprüft werden müssen.

Von ihm sind die einzigmöglichen Voraussetzungen für ein richtiges Bestehen der Hochschulen zu deduzieren, an ihm andererseits momentan Bestehendes zu prüfen. Das Meinen und Glauben verschwindet angesichts dieses obersten Prinzips in ein Nichts; an seine Stelle tritt das Wissen und Erkennen.

II. Die Aufgabe der Universitäten in unserer Zeit.

Fr. v. Schiller. Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? 1789.
J. G. Fichte. Über das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit. 1805.
A. Trendelenburg. Die überkommene Aufgabe unserer Universitäten. 1857.
Preuß. Jahrbücher. 1858.
H. v. Sybel. Die deutschen und die auswärtigen Universitäten. 1868.
R. Virchow. Lernen und Forschen. 1892.
Fr. Paulsen. Die deutsche Universität als Unterrichtsanstalt und als Werkstätte der wissenschaftlichen Forschung. 1894.
W. Waldeyer. Über die Aufgaben und Stellung unserer Universitäten seit der Neugründung des Deutschen Reiches. 1898.
F. Klein. Universität und technische Hochschule. 1898.
Oskar Hertwig. Das Bildungsbedürfnis und seine Befriedigung durch deutsche Universitäten. 1905.

Wenn auf das allerdringendste davor gewarnt werden mußte, das eigentliche Wesen der Universitäten, ihr Sein als Kultusstätten menschlicher, geistiger Arbeit, das Fundament, auf dem sie und ihre durch den Lauf der Zeit zum Teil gänzlich umgewandelten Schwesteranstalten beruhen, umstürzen zu wollen, so ist damit keineswegs geleugnet, daß auch sie sich im Gehen und Vergehen der Zeitalter in ihrer äußeren Gestaltung entwickeln mußten. Alles, was eine empirische Erscheinung ist, trägt den Stempel des Wandels und hört erst auf, ihn zu

tragen, wenn seine Zerstörung herangekommen ist. Starrheit und Stillstand sind das Bindeglied zwischen Sein und Nichtsein. So ist es selbst mit den Gedanken, die im Leben gestaltend wirken, so ist es mit den Idealen, die die Welt vorwärts treiben; sie brechen wie unsichtbare Gestalten hinein in das irdische Leben, sie modifizieren es: Das nennt man den Wandel, oder will man Fichtesche Terminologie gebrauchen, so wird man sagen, es sei das Leuchten der „göttlichen Ideen" in der Wirklichkeit. — Wir haben gesehen, wie die Schulen aus dem verborgensten Wesen des menschlichen Geistes entsprangen. Sie waren die offizielle Anerkennung des Übersinnlichen, sie waren das Bekenntnis, daß dieses Übersinnliche einen Wert für das Leben auf Erden habe. Die zahlreichen Stufen der Schulentwicklung zu verfolgen, ist hier unmöglich; nur einen eminenten Schritt innerhalb dieses stetigen Fortganges wollen wir hier aufweisen, den Sprung ins Zeitalter des aufblühenden Humanismus.

Als die mächtigen, neuen, aus dem Altertum geborenen Ideale an die Pforten der scholastischen Schulen pochten, da entbrannte ein hartnäckiger Kampf zwischen dem toten starren Sein darinnen und dem lebendigen Werden, das Einlaß forderte. Aus dem Kampfe, der auf seiten des Humanismus von der Reformation unterstützt wurde, sind die umgebildeten Universitäten hervorgegangen, die eigentlichen Väter unserer heutigen Hochschulen. In den scholastischen universitates litterarum hattc sich allmählich ein so eigensinniger Geist gebildet, daß sie den Fortschritt menschlicher Erkenntnis mehr zu hindern als zu fördern drohten. Die alten Mönche in den Klöstern St. Gallen und Fulda suchten und strebten noch nach etwas Neuem, aber in den vorreformatorischen

Schulen war jegliches Neue gebannt; es war erdrückt durch die Autorität der alleinseligmachenden römischen Kirche, die von ihm eine Revolution fürchtete, die sie in ihren Grundfesten zu erschüttern drohte.

Die Wissenschaft hat außerhalb dieser Schulen in der damaligen Zeit sich entwickeln müssen. Unmittelbar vor der Reformation gab es keine freien Geistesstätten in Deutschland. Die Notwendigkeit, wieder solche zu schaffen, hat die Reformation auf ihrem Siegeszuge durch die geistige Menschheit unterstützt. Jene vorreformatorischen Zeiten sollten ein warnendes Beispiel sein. Vestigia terrent. Das geistlose, in veraltete Formen eingekapselte Treiben, das damals die Schulen beherrschte, hat ein zuchtloses, wüstes, brutales Leben auf denselben zur Folge gehabt. Die Klagen über das Studentenleben in der damaligen Zeit sind eine schwere Anklage gegen die Unterdrücker freien geistigen Fortschrittes, der auch noch lange nach dem Werke Luthers gewaltsam gehemmt wurde. Und in der Tatsache des gänzlichen Verfalles auf den damaligen Hochschulen offenbart sich zugleich, wenn auch im negativen Sinne, eine ungeheure Kraft der geistigen Arbeit, nämlich sittlich zu wirken. Die große Bedeutung für die Bildung des Charakters ist der wissenschaftlichen Arbeit im vergangenen Jahrhundert oftmals mit allem Nachdruck zugesprochen worden. Man kann die Richtigkeit dieser Behauptung an den jeweiligen Zuständen auf den Universitäten prüfen; in den vorreformatorischen Hochschulen fehlte die wissenschaftliche Freiheit und mit ihr die sittliche Kraft. Es kann hier nicht weiter auf diese von Fichte, Schelling, Hegel, Trendelenburg, Zeller, Windelband u. a. betonte Erscheinung eingegangen werden; in späteren Ausführungen

werden wir aus der Erörterung dieses Punktes wichtige Konsequenzen zu ziehen haben.

Hier sollte die Notwendigkeit einer steten Entwicklung und zeitgemäßen Umgestaltung der äußeren Form hervorgehoben werden, in der das Wesen der höchsten Bildungsstätten in die Erscheinung tritt. Dem wahren Kern dieser höchsten Schulen ist durch die Reformation, wenn auch nur langsam, wieder zum Aufkeimen verholfen worden; wenn man das Wort Dahlmanns im weitesten Sinne faßt, so muß man ihm die allgemeine Gültigkeit zu erkennen: „Wie man über die Reformation denkt, so denkt man über die Universitäten, die den Geist der Reformation in sich aufgenommen haben.“

Seit dieser großen Wiedergeburt der deutschen Hochschulen haben sich die geistigen Bedürfnisse und damit die geistigen Errungenschaften im höchsten Maße gesteigert. Ganz neue Erkenntnisgebiete haben sich dem forschenden Auge erschlossen, und immer neue zu betretende Bahnen hat das praktische Leben, das diese Erzeugnisse verwertete, gezeigt. Wissenschaft und Leben sind in die engsten Beziehungen zueinander getreten, erst in ruhiger Vereinigung, dann in heftigem Bruderzwiste nebeneinander existierend. Heute stehen wir in einer Zeit, in der es unmöglich ist, alles Wissen in einem Kopfe zu vereinigen, wie es noch vor 150 Jahren möglich war; wir sprechen verächtlich von den Polyhistoren, von den Leuten mit den zahlreichen Doktortiteln, weil wir in dem „Vielen“ das „Flache“ vermuten. Neben den Ruf „praktisches Leben“ ist der nach „Spezialisierung“ getreten. Von beiden Seiten droht ernste Gefahr, von der einen die gänzliche Zerstörung des Wesens, von der

anderen die der Einheit der wissenschaftlichen Bildung. Und wenn wir einerseits die Notwendigkeit betonten, daß das Wesen bewahrt bleiben müsse, auf der andern Seite aber das Fortschreiten in der Entwicklung forderten, so entsteht daraus die Frage, wie beide Aufgaben zu lösen sind: Wie ist dem Drängen des Lebens nachzugeben, ohne ihm zu unterliegen? Wie ist die stete Fortbildung der Spezialwissenschaften zu erreichen, ohne die Einheit des Wissens in Frage zu stellen? Denn ohne diese Einheit, ohne den Zusammenhang mit dem eigentlichen Wissen, dem fortgesetzten Streben nach geschlossener Erkenntnis, verliert die Spezialforschung bald den belebenden Geist und die alte, nun seit Jahrhunderten überwundene scholastische Methode findet wieder Eingang. Schelling hat die Forderung, sich vor der ertötenden Spezialisierung zu hüten und sie stets zu beleben, folgendermaßen ausgesprochen: „Alles Wissen muß aus dem ursprünglichen Wissen fließen; ohne den stetigen Bezug auf dieses ursprüngliche Wissen ist das Wissen kein Wissen; alle Wissenschaften und Arten des Wissens sind Teile der einen Philosophie, nämlich des Strebens, an dem Urwissen teilzunehmen." Alle, welche über das akademische Studium geschrieben, haben diese Worte anerkannt, selbst die Gegner aller Philosophie, die Verkünder der Wahrheit, „daß unsere moderne Weltanschauung gänzlich auf der Naturwissenschaft beruhe". Ersetzen wir das heute fremdartig klingende Wort „Philosophie" mit dem leichter zu verstehenden „allgemeinere tiefe Bildung" — was Schelling auch in den angeführten Worten unter Philosophie verstand — so erkennt man zugleich in ihnen eine lebhafte Forderung auch des heutigen, des modernen praktischen Lebens.

Merkwürdig! Hier reichen sich die scheinbaren Feinde, das „praktische Leben“ und das echte Wesen geistiger Bildung, die Hand zum Bunde gegen den gemeinsamen Feind, die verfrühte und übertriebene „Spezialisierung“.

Die Forderung „allgemeiner Bildung“ als zeitlich-praktisches Postulat verlangt von dem Akademiker, der sich auf eine führende Stellung vorbereitet, vor allem ein tiefes Verständnis für die geistigen Strömungen und die sozialen Verhältnisse der Gegenwart. In dem Worte „Arbeiterbildungskurse“ tritt uns, wie man auch den Inhalt dieses häufig erhobenen Rufes deuten mag, eine nationale, soziale Aufgabe der leitenden Stände entgegen. Nietzsches einseitig aristokratisches resignierendes Wort vom „Sich-gesund-schlafen“ des Volkes scheint den Stempel der Vergangenheit erhalten zu sollen. Ein Aufwachen aus dem dumpfen schweren Schlafe verbreitet sich ringsumher, das einsame, eintönige Geschnarche verwandelt sich in phantastisches Traumgespräch und kündet eine traumlose Zeit an. Aber nicht nur diese moderne Erscheinung formuliert neue Anforderungen an die Gebildeten, sondern von einer andern Seite kommen laute, leider oft überhörte Weckrufe.

Wir können uns heute nicht mehr dagegen verschließen, daß die positive Religion immer mehr im Schwinden begriffen, und mit ihr die alte Lohnmoral im Absterben ist, die — mag man sie vom rein ethischen Standpunkt aus beurteilen, wie man will — für das Volk immer ein strenger Zuchtmeister gewesen ist. Der Glaube an die Kirchengötter ist wankend geworden, und nicht nur fordern die ungläubigen Volksschichten neue Götter, sondern die ganze Zeit eine neue Sittenlehre. Man kann diesen Zustand beklagen — es haben das die größten

Männer getan —, wegleugnen läßt er sich nicht, er erfordert Berücksichtigung, wenn das allgemeine Wohl nicht gefährdet werden soll. Ein Blick in die Familienverhältnisse der Halbgebildeten offenbart in der Tat eine nicht zu unterschätzende Gefahr, und ein Studium des Großstadtbetriebes predigt eine ernste Predigt. Neue Werte müssen den Ungläubigen gegeben, oder die alten aus dem Schutthaufen hervorgegraben und erneuert werden. Hier erhebt sich ein Anspruch an die leitenden Geister im Staate und in der Gesellschaft, an die in der Wissenschaft Erzogenen, in den Tiefen des menschlichen Lebens, Leidens und Strebens neue Keime zu suchen und für deren Aufblühen zu sorgen. Es ist nicht ohne Recht gefürchtet worden, daß wir einer Zeit entgegengehen, von der Schelling sagt: „Die Erhebung des gemeinen Verstandes zum Schiedsrichter in Sachen der Vernunft führt ganz notwendig die Ochlokratie im Reiche der Wissenschaften und mit dieser früher oder später die allgemeine Erhebung des Pöbels herbei."

Das Vertrauen zu den gebildeten Schichten muß gehoben werden, und das kann nur geschehen durch eine wahre, in die Tiefe gehende Bildung der akademischen Kreise. Auch die übertriebene Parteispaltung ist ein Zeichen, daß es keine allgemeinen Werte mehr gibt; nur das Interesse des Augenblickes herrscht. Das einigende Band zu knüpfen, den Menschen über die Bedürfnisse des Alltagslebens zu erheben, ihm etwas Höheres zu zeigen, als ein bestmögliches sinnliches Dasein, ist ein berechtigter Anspruch des 20. Jahrhunderts an die obersten Werkstätten wahrer Kultur. Aber ein jeglicher, der es unternimmt, in diesem Sinne zu wirken, muß durchglüht sein von der Flamme des Strebens nach

Erkenntnis, er muß um der Erkenntnis willen, nicht des praktischen Zweckes halber, nach Kenntnissen suchen. Der höhere praktische Wert entspringt aus der absoluten Negierung der praktischen materiellen Bestrebungen. Selbst frei geworden von den kleinlichen Ansprüchen kann er andere befreien und sie aus dem Niedrigen zu edler Zufriedenheit bringen, kann er in das wertlose Tagesgetriebe ewige Werte pflanzen. So wird in der allgemeinen Bildung eine Forderung unserer auf das Praktische gerichteten Zeit gestellt, die, ohne den Kern und das Wesen der Hochschulen zu zerstören, ja sie an ihre eigentliche Bestimmung erinnernd, erfüllt werden kann und notwendig erfüllt werden muß, wenn nicht in der raschen Entwicklung der Zweck der Universitäten verloren gehen soll. — Diese politischen und sozialen Momente, die sich als zu berücksichtigende Postulate geltend machen, sind keineswegs die einzigen Faktoren, die sich als Aufgabe der Zeit in den Rahmen der Hochschulen drängen. Jedoch sind sie die wesentlichsten, insofern die bedeutendsten, als sie die Macht haben, sich für eine Zurückweisung grausam zu rächen. Man wird begreifen, daß diese nur von einer Seite beleuchteten modernen Aufgaben die Hochschularbeit keineswegs im Gegensatz zu den früheren Jahrhunderten dazu treiben, sich auf den Markt des öffentlichen Lebens zu begeben; ihr Charakter als einer stillen und ruhigen, abseits von dem Lärmen lebenden Betätigung, bleibt ihr vollkommen auch in unserem sozial-stürmischen Zeitalter bewahrt.

Sahen wir so das „praktische“ Leben und das „Wesen“ der Hochschule aufeinander angewiesen und gemeinschaftlich den Kampf gegen die überhandnehmende Spezialisierung und den damit verbundenen Zerfall der

Universitäten in Fachschulen kämpfen, so sehen wir auf der anderen Seite, daß gerade der Fortschritt der Spezialwissenschaften zum großen Teil bedingt ist durch die allgemeinere wissenschaftliche Ausbildung, durch das Streben, aus dem Vielerlei zur Einheit zu gelangen.

Das Gedeihen und Wachsen eines Spezialfaches als Lehrfach auf der Universität hängt nicht zum wenigsten von der Anerkennung seiner Existenzberechtigung als Lehrfach ab. Von demjenigen nun, der stets nur einseitig sein Fach getrieben, ohne je hinauszuschauen ins weite Land allgemein geistiger Arbeit, von dem, der sich nie auf einem anderen Gebiete versucht hat, wird stets mit einer gewissen Verachtung auf die anderen Fächer herabgesehen. Es beginnt eine dem Einzelfach nur schädliche Rivalität der Fächer, indem der Vertreter des einen Wissenszweiges dem Vertreter eines anderen die Anerkennung versagt, weil er glaubt, selbst die eigentliche Wissenschaft gepachtet zu haben. Das ist der traurige Streberwahn, der manche Wissenschaften gänzlich von der Universität fernhält, das ist das Cliquenwesen, das sich stets zum allgemeinen Schaden eingenistet hat. Und es ist dabei nicht nur das ruhige Nebeneinanderbestehen aller Wissenschaften untergraben und der objektive Ton gestört, sondern der Wert des einzelnen Faches selbst fällt dabei ganz bedeutend.

Wer irgend etwas von wissenschaftlicher Arbeit versteht, wird wissen, daß in jeder Wissenschaft die Methode von grundlegendem Wert ist. Ohne Methode gibt es keine Wissenschaft. Sie ist das Werkzeug, mit dem man sich durchschlägt, sie ist der Kompaß, auf dem Meere des menschlichen Wissens, das feste Schiff auf dem Strome der Erkenntnis. Wie man zum Brotschneiden

ein Messer und keinen Besenstiel nimmt, so braucht man, um naturwissenschaftliche Fragen zu lösen, eben eine naturwissenschaftliche Methode, die verschieden ist von jeder anderen. Das Aufsuchen besonderer Methoden ist der erste Anfang, den vorwissenschaftlichen Wissensstoff zu Wissenschaft umzugestalten. In der Möglichkeit, das Wissen in einzelne Wissensgebiete einzuteilen, um es zu beherrschen, besteht eine Kraft des menschlichen Geistes, die allerdings aus seiner Beschränktheit ihren Ursprung nimmt. Die Notwendigkeit, methodisch zu forschen, mag Anlaß geben zu Klagen über die Unfähigkeit der Menschen, alles auf einmal zu begreifen. Klagen hilft nichts, wenn es sich auf etwas bezieht, das unabänderlich ist.

Bei der großen Differenzierung und teilweisen gegenseitigen Annäherung der einzelnen Wissenschaften, deren Zahl sich im letzten Jahrhundert verzehnfacht hat, ist es unbedingt notwendig, sich ganz vertraut zu machen mit der Methode des gewählten Wissensgebietes und dazu mit den Grenzen dieses Gebietes selbst. Denn es besteht sonst die Gefahr, mit seiner Methode in anderes Wissen zu pfuschen, indem man entweder die Grenzen des der Methode angepaßten Wissens überschreitet oder nicht versteht, daß andere auf andere Weise in einem anderen Gebiete zu Resultaten kommen. So gebietet das Gedeihen des eigenen Spezialfaches von selbst einen Ausblick in das weitere Land der Wissenschaften, um so recht den Gegensatz zwischen der eigenen Erkenntnisheimat und dem Auslande kennen zu lernen. Dann wird man, durch irgend welche Umstände einmal gezwungen, hinauszugehen, gelernt haben, sich vorzusehen. Wer selbst in einem sandigen Lande lebt und sich nie orientiert hat, daß es anderswo anders ist, der wird, wenn

der Trieb zum Wandern in ihm erwacht, auf allerlei Schwierigkeiten stoßen, und es kann ihm gehen wie jenem Mann, der zum ersten Male in seinem Leben Gletscher besteigen wollte und sich Gummischuhe mitnahm anstatt fester Bergstiefel.

Man hat das alles unter den Wissenschafttreibenden häufig vergessen, und es hat sich in der Wissenschaft eine gefährliche Methodenverschiebung geltend gemacht, die zu einem eigenartigen Mischmasch führte. Besonders die philosophische Wissenschaft hat darunter gelitten; man hat das Recht ihres Bestandes zuweilen bestritten, oftmals ihre Gebietshoheit mißachtet, weil man nicht wußte, daß naturwissenschaftliche und philosophische Methode zwei gänzlich verschiedenen, wenn auch teilweise benachbarten Gebieten angehören.

Mit der Steigerung der praktisch-materiellen und praktisch-ideellen Bedürfnisse der Allgemeinheit und der damit verbundenen Ansprüche an die praktische Ausbildung der einzelnen und andererseits der fortgesetzten Vervollkommnung und Vermehrung der Spezialwissenschaften stellt die Universität heute ungeheure Anforderungen an ihre Mitglieder. Die Notwendigkeit, sich gut und gründlich auf einen Lebensberuf vorzubereiten, muß mit der vereinigt werden, sich freiwissenschaftlich zu bilden, d. h. zu lernen, selbständig zu lernen und zu forschen. Lernen, lehren, forschen, das sind die drei Grundeigenschaften der Universitätsarbeit, auf sie verteilen sich die Aufgaben; in ihrer richtigen harmonischen Betonung beruht die Möglichkeit, ihnen gerecht zu werden. Sie unterscheidet sich dadurch einerseits von der Schularbeit, die sich auf das Lehren und Lernen, andererseits von der Akademiearbeit, die sich auf das Lernen und Forschen

beschränkt. Virchow hat das Mögliche, was heute die Hochschule leisten kann, in wenigen Worten klar ausgedrückt: „Die Universität ist berufen, immer neue Geschlechter wohlbereiteter Männer dem Staate und der Gesellschaft zuzuführen, welche erfüllt mit geordneten Kenntnissen, getragen von sittlichem Ernst, die heilige Flamme der Wissenschaft bewahren und hinaustragen in alle Wirrnisse des täglichen Lebens." —

In Seminarien, Laboratorien, Präpariersälen gibt die Hochschule heute, der Zeit gehorchend, ihren Studenten Gelegenheit, sich auch praktisch-technisch zu bilden. In der ausgiebigsten Weise werden diese praktischen Institute ausgestaltet und den Bedürfnissen entsprechend vervollkommnet. Ja, ganz neue Gebilde mehr praktisch-technischer Schulen erheben heute den Anspruch, auf einer Stufe mit den Universitäten zu stehen bezw. in sie aufgenommen zu werden. Das ist ein völlig berechtigter Anspruch. Die technischen Hochschulen, die Forstakademien und Handelshochschulen mögen sich ruhig den alten Universitäten als Kinder der Zeit zugesellen, wenn sie nur nicht vergessen, was das Wesen der Universitäten ist. Sobald es ihnen nur darauf ankommt, für ein praktisches Fach unmittelbar vorzubereiten, wenn sie das selbstlos wissenschaftliche Streben nicht mitmachen wollen, dann ist es recht und billig, daß ihnen die Anerkennung versagt wird. Die Universitäten sind „Anstalten der Bildung" und nicht „Anstalten der Lebensnot".

Wir haben gesehen, daß die Universität manche Krise hat durchmachen müssen, daß eine vollkommene Wiedergeburt durch die Reformation geschehen mußte. Auch das Eindringen der deutschen Sprache — der Thomasius zuerst den Weg bahnte — ist eine Errungenschaft

gewesen, die die Universitätsform bis ins Innerste umbildete. Die Universität wird hoffentlich auch vor dem Ansturm der neuen Erfordernisse nicht einstürzen. Soviel es möglich ist, kann sie das Neue in sich aufnehmen, aber eine Grenze ist auch ihr gesetzt. Vielleicht ist die alte Dreiteilung in Schule, Universität und Akademie heute nicht mehr genügend, vielleicht drängt die Zeit dahin, zwischen Schule und Universität noch etwas einzuschalten, vielleicht auch bewährt sich der Versuch, die technische Vollkommenheit erst nach Absolvierung der Studienjahre zu erstreben. Jedenfalls ist die vollkommene Fachkenntnis und genügende technische Ausbildung von der Universität allein heute absolut nicht zu leisten. Die Universität muß sich damit begnügen, beides anzuregen und in die rechten Bahnen zu lenken. Selbst der Mediziner denkt heute nicht mehr daran, auf den Universitäten einigermaßen genügend für die Ausübung seines künftigen Berufes zu lernen. Waldeyer hat die Resignation mit der Forderung ausgesprochen, in der er die Aufgabe der Universität formuliert: „in den Wissenschaften das Höchste, was erreicht werden kann, zu erstreben, in den praktischen Fächern das, was für die Wissenschaft notwendig, und das, was ihr unmittelbar entspricht.“ Das ist die Aufgabe der deutschen Hochschule in neuerer Zeit. Sie ist gewaltiger, als die vergangener Zeiten und sie erfordert mehr Kampf. Den Kampf mit den äußeren Gewalten, mit den Bedürfnissen der Zeit, hat sie aufgenommen und ist willig, in die neue Entwicklung einzutreten, aber es droht ihr ein Feind von innen.

Es wird nicht oft und laut genug betont, daß die Ansprüche, die man heute an den Studierenden zu stellen

hat, ungleich größere sind, als noch vor 50 Jahren. Es bedarf noch einer ganz besonderen Befähigung, um heute das Studium mit einem gewissen, d. h. mit dem einzig wirklichen Erfolge zu beginnen. Die Aussicht, vermöge des Universitätsstudiums in die höheren staatlichen Beamtenstellen zu gelangen, lockt noch viel zu viel unbrauchbare Elemente an. Sie zersetzen allmählich den gesunden Kern, und wenn die alma mater sich nicht dagegen schützt, dann geht sie selbst dem Untergang entgegen. Daß man von jeher im deutschen Vaterlande eine freiere Bildung auch für die abhängigsten Beamtenstellen gefordert hat, ist der Grund, daß die Maschine stets gut gegangen und nicht eingerostet ist. Es droht dies anders zu werden, und der ungeheure Schaden wird nicht ausbleiben. Erschreckt durch die Größe der Aufgabe geben sich viele Studierende — und man muß ausdrücklich betonen — gerade der juristischen Fakultät, die zum Staatsdienst im engeren Sinne unmittelbar vorbereitet, dem Nichtstun, dem Laster, der Gemeinheit hin. Wenn es ihnen nachher trotzdem gelingt, ein Examen zu machen, dann ist das eben ein Zeichen, daß die Universität nicht rücksichtslos genug gegen andere und nicht genügend besorgt für sich ist. Die Parvenüs von Studenten, die dem Herrgott die Zeit stehlen und nachher doch in hohe Stellen einrücken, das sind die Schöpfer weitverbreiteten sozialen Unglücks. Hier im einzelnen darauf einzugehen, verbietet der Plan des Ganzen. Wir werden an anderer Stelle ausführlicher davon handeln müssen. Die Aufgabe der Universität ist eine ungeheure, wenn sie als eine dem Gedeihen des Vaterlandes förderliche Anstalt angesehen werden will und sie muß dafür sorgen, daß Elemente, die den Ansprüchen nicht genügen, ausgemerzt

werden. Um das Bürgerliche oder das Strafgesetzbuch auswendig zu pauken, dazu brauchen wir keine Universitäten, für die der Staat jährlich Millionen ausgibt. Wenn es notwendig ist, sich Ämter und Würden zu erkaufen, kann man das auf eine dem Staate und dem einzelnen vorteilhaftere Weise tun. Hier bedarf es eines Aufmerkens, und vielleicht wird da eine Neugestaltung im Laufe der Zeiten nicht mehr zu umgehen sein. Der Staat würde aus ihr den Vorteil ziehen, daß er sich frisch und jung erhält, die Eltern den, daß sie nicht Geld und Kraft, ja eventuell den Sohn selbst daransetzen müssen für eine immerhin nur geringe Aussicht; die Hochschule selber muß in dem Kampfe gegen das Kümmerliche einen Kampf um ihr eigenes Dasein erblicken.

III. Die akademische Freiheit.

J. G. Fichte. Über das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit. 1805. (6. Vorlesung.)

J. G. Fichte. Über die einzigmögliche Störung der akademischen Freiheit. Als ein Beitrag zu den Zeitfragen herausg. von Arnold Ruge. (1811. 1905.)

E. M. Arndt. Über den teutschen Studentenstaat. 1815.

Kuno Fischer. Über die menschliche Freiheit. 1888. (3. Aufl. 1903.)

Fichte nannte die Idee der Wissenschaft die „göttliche Idee“ im Menschen, die Universitäten die Wirkung dieser „göttlichen Idee“ in der Welt. Wir sahen die Schulen aus dem innersten, verborgensten Wesen der Menschen erwachsen, als eine offene Anerkennung von etwas Höherem und Besserem, als die Offenbarung des zuversichtlichen Glaubens an eine Entwicklung des Menschengeschlechtes. Zugleich mit der Verwirklichung, dem Entstehen von Geistesbildungsstätten ist die Erkenntnis erwacht, daß zu ihrer Existenzmöglichkeit mehr erforderlich sei, als für alle anderen Geschäfte der menschlichen Gesellschaft, daß geistige Entwicklung nur auf Freiheit beruhen könne. Kirche und Schule, als die heutigen Kulturstätten, genossen von jeher besondere Privilegien, die man ihnen instinktiv zuerkannte und zuerkennen mußte. Ja selbst einzelnen Individuen gestand man de facto gewisse Privilegien zu, wenn man annahm, daß sie „im Geiste“, in Gedankenarbeit lebten. Auf alle anderen Tätigkeiten ließ sich ein einmal konstruiertes

Schema anwenden; auf die Entfaltung von Eigenschaften, die außerhalb der Sinnlichkeit ihre Kraft offenbaren sollten, paßte es nicht, und mit Gewalt darauf angewandt, droht es sein neues Gebiet zu verwüsten. Die Bedingung war die Freiheit. Aus dem Kampfe zwischen Humanismus und Scholastizismus ist mit der Universität im eigentlichen Sinne auch die „akademische Freiheit" geboren worden: als die einzige notwendige Voraussetzung für den Bestand der deutschen Hochschulen und mit ihnen der deutschen Wissenschaft.

Je nachdem sich die Wissenschaft entfaltete und mit ihr sich die Form der Universitäten umgestaltete, hat sich auch die Form, haben sich die Grenzen und das Bild der sogenannten „akademischen Freiheit" geändert. Während ihr Wesen, die Idee von der Freiheit der geistigen Betätigung, dort, wo überhaupt die Wissenschaft vom Staate anerkannt war, sich immer gleichgeblieben ist, sehen wir an der Form, an der wir dies Vorhandensein erkennen, die Geschichte gewaltig arbeiten. Ein Blick in die Geschichte irgend einer deutschen Universität zeigt den erstaunlichen Wandel, der oft im direkten Widerspruch mit der Vergangenheit zu stehen scheint.

Auch vor der Reformation genossen die universitates literarum Privilegien und Gerechtsame in Hülle und Fülle, ja sie waren, wenn man nach der Anzahl der Ausnahmegesetze mißt, freier und unabhängiger, als die heutigen Hochschulen, und doch fehlte ihnen der eigentliche „belebende Odem", die Geistesfreiheit. Einmal standen die derzeitigen hohen Schulen unter der Autorität der römischen Kirche und außerdem erblickten die Lehrer ihre einzige Aufgabe darin, dem Scholastizismus zu die-

nen; in ihm schufen sie sich einen gewaltsamen und grausamen Herrn. Es ist daher als ein Wirken der wirklichen akademischen Freiheit zu betrachten, wenn z. B. in Heidelberg die Kurfürsten Friedrich III. und Otto Heinrich mit gewaltsamer, strenger, rücksichtsloser Hand eingriffen und alles mögliche versuchten, den starren Geist des Alten mit dem Humanismus zu beleben. Ähnliche Versuche sind an den meisten Universitäten mit mehr oder weniger Erfolg gemacht worden. Auch in den damaligen Zeiten haben Lehrer wie Studenten geklagt über Verkürzung ihrer Freiheiten, unter denen sie allerdings etwas anderes verstanden, als man unter wahrer akademischer Freiheit verstehen kann. Der Geist der Wissenschaft und damit das ideelle Recht, ihn gewaltsam auf den Landeshochschulen zur Herrschaft zu bringen, war damals auf seiten der Regierenden, und da sie die Macht hatten, nahmen sie sich auch das reelle Recht, ihm Eingang zu verschaffen. Diese Tatsachen der Geschichte, die immer von neuem von den Historikern der Universitäten hervorgehoben werden, sind eine Warnung davor, eine hohle Phrase zum Maßstab zu machen. Mag man sich unter „Freiheit" vorstellen, was man will, und wenn man das Wort hört, in die sentimentalsten Verzückungen geraten: „akademische Freiheit" hat damit nichts zu tun. In Zeiten, wie die geschilderten, bestand die akademische Freiheit darin, daß mit Gewalt und Rücksichtslosigkeit die Privilegien der Hochschulen mißachtet und zerschlagen wurden, um den starren und toten Sinn zu vertreiben, in anderen Zeiten ist es notwendig, den lebendigen Geist auf den Universitäten mit aller Schonung zu behandeln. Auf den Kern kommt es an, auf die wahre Beantwortung der Frage:

Ist das, was ich tue und getan haben will, zum Segen der lebendigen Wissenschaft? Die Entwicklungsgeschichte der Universität Heidelberg ist für den steten Wechsel der Form der akademischen Freiheit wohl das hervorragendste Beispiel. Ihre Privilegien wurden in den Zeiten des auflebenden Humanismus zerbrochen, die Mauern, hinter die man sich verkroch, niedergelegt und der alte Staub hinweggefegt von Männern, in denen der „lebendige Odem" lebendig war. —

Von verbrieften Rechten ist in unserem heutigen Universitätsleben nur recht wenig zu finden; es ist in die allgemeine Gleichstellung, die soziale Nivellierung, eingerückt. Die alten Bräuche, die sich noch hier und da finden, sind eine Erinnerung an alte Zeiten, oder haben gänzlich neue Bedeutung erhalten. Wir besitzen heute keine vom Staate garantierte „akademische Freiheit". Die Entwicklung der Form der akademischen Freiheit ist heute eine Entwicklung zur Anerkennung innerer Freiheiten der Universität und ihrer Mitglieder. Heute gilt deshalb mehr als vorzeiten die Tatsache, daß sich in der Entfaltung der Wissenschaften der Sinn offenbart, der sich in den regierenden Kreisen und nicht zuletzt in dem Herrscherhaus regt. Mehr wie früher sind die Universitäten von ihm abhängig, und zunächst nicht zu ihrem Schaden. Die Geschichte weist auf manche Universitäten hin, an deren Spitze Jahrhunderte hindurch ein erleuchtetes Herrscherhaus gestanden hat; sein Geist war der Geist der Universitäten.

Auch am Beginn des 20. Jahrhunderts kann der Anspruch nicht geltend gemacht werden auf völlige Autonomie der Universitäten, der auch von Kennern des komplizierten Organismus nie gemacht worden ist. Aber

der Wunsch und die Zuversicht sollten mit Sicherheit gehegt werden können, daß bei allen Eingriffen in das Universitätsgetriebe von seiten der Außenstehenden, Regierenden, sich der Geist der akademischen Freiheit offenbart. Dann werden sie erhaben sein über das Geschrei von Eiferern und zum Segen der Universitäten wirken. Aber nur dann! Die Entwicklung der Wissenschaften und mit ihr deren Voraussetzung der akademischen Freiheit zielt heute dahin, die Anerkennung der Lehr-, Lern- und Lebensfreiheit der Akademiker zu erlangen. Unter diesen drei Gesichtspunkten müssen wir die heutige Form der akademischen Freiheit betrachten.

1. Die Lehrfreiheit.

I. Kant. Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? 1784
J. G. Fichte. Über das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit. 6. Vorlesung. 1805.
A. Ruge. Über Lehrfreiheit und die Reform der Universitäten. S. W. Bd. 10. 1845/46.
G. Kaufmann. Die Lehrfreiheit an den deutschen Universitäten im 19. Jahrhundert. 1898.

Für und gegen die „Lehrfreiheit" ist am meisten gestritten worden. Die Frage: soll es gestattet sein, jede wissenschaftliche Erkenntnis in wissenschaftlicher Form vorzutragen? ist in verschiedener Weise beantwortet worden, in allen Zeiten verschieden und in jeder Zeit verschieden. Es gab Jahrhunderte, in welchen es als Ketzerei, als Hochverrat an dem Heiligsten galt, gegen die Autorität des römischen Dogmas zu verstoßen. Der Feuertod stand auf der Übertretung dieses Gebotes. Innerhalb dieser Grenze herrschte eine gewisse Lehrfreiheit, die sich aber naturgemäß nur auf relativ indifferente Ge-

biete, d. h. auf solche, welche absolut nicht in Berührung traten mit dem allgemeinen Dogma, erstreckte. Mit dem Sturze der katholischen Autorität durch die Reformation hat sich die Grenze der Lehrfreiheit verschoben, die höchste, nicht angreifbare Autorität ward die christliche Lehre. Unter der Flagge des Protestantismus ist eine Zeitlang die Wissenschaft gesegelt, bis der vorwärtseilende Erkenntnistrieb auch die Herrschaft dieser Königin stürzte. Das Zeitalter der Revolution auf diesem Gebiete ist das der Aufklärung. Die größte und gewaltigste Entwicklung hat hier begonnen: der Kampf um die Herrschaft der Vernunft. Die Forderung des Zeitalters, das Kant ein „aufgeklärtes" genannt hat, muß dahin gehen, die Lehrfreiheit in dem Maße zu besitzen, daß die einzige Richterin die Vernunft ist.

Die Regierung Friedrichs des Großen, der das von dem Königsberger Philosophen laut gepriesene neue Wort gesprochen: „Räsoniert, aber gehorcht" ist seit mehr als einem Jahrhundert vorbei; die Wissenschaften haben einen immensen Aufschwung genommen, aber dem Ideale einer „Lehrfreiheit innerhalb der Grenzen der Vernunft" haben wir uns nur wenig genähert. Kant hat in seiner Schrift über die Aufklärung das Wort Friedrichs des Großen dahin gedeutet: „Lehrt und denkt nach, über was ihr wollt, aber seid zugleich gute und gehorsame Staatsbürger." Ein Höheres ist nicht zu erreichen. Die „Lehrfreiheit" und damit verbunden die „Preßfreiheit" kann natürlich nur innerhalb der Gesetze gestattet sein; Gesetze aber sind Stützen des allgemeinen Wohles, und sie haben so zu sein, daß auch dem Bedürfnis, sich mitzuteilen und weiterzustreben auf dem Wege der Erkenntnis, Rechnung getragen wird. Das Jahrhundert nach

Kant hat deutlich genug gezeigt, daß man noch andere Maßstäbe als Vernunft und Landesgesetze an die Lehren der Geistesheroen legte: Kant selbst ist gemaßregelt worden, weil er „wider die Religion" lehre. Eine Reihe glänzender Namen können aufgezählt werden, die dafür Zeugnis sind, daß die Entwicklung zur geforderten Lehrfreiheit stets auf die größten Hindernisse gestoßen ist. Rotteck, Welcker, Strauß, v. Mohl, Th. Vischer, Prantl, K. Fischer und andere sind ihres Lehramtes entkleidet worden, weil sie lehrten und schrieben, was gewissen Leuten nicht in den Kram paßte, dabei aber „gesetzlich" und „vernünftig" war.

Die Lehrfreiheit stellt an den akademischen Lehrer die Forderung, nur das zu lehren, was er durch wissenschaftliche Forschung gefunden hat, und es so zu lehren, daß der ernste Charakter der Wissenschaft gewahrt bleibt. Damit ist die Frage beantwortet, ob ein Professor politisch agitieren dürfe in dem Augenblicke, wo er sein Amt als Dozent verwaltet, ob er vom Katheder aus für eine Partei Propaganda machen darf; auch die Frage, ob z. B. eine Fürstenbeleidigung vom Katheder aus geduldet werden darf, ist damit erledigt. Beides muß selbstverständlich verneint werden, das eine, weil es der Vernunft und der wissenschaftlichen Form widerspricht, die allein auf der Hochschule zu herrschen haben, das andere, weil es dem Strafgesetzbuch entgegen ist. Wenn man aber die Frage so stellt, daß man zu prüfen aufgibt, ob der Staat einen überzeugten Sozialdemokraten als Professor anstellen kann oder nicht; so ist das bei weitem etwas anderes. In einer Zeit, wo die Lehrfreiheit, wie sie sein muß, erreicht ist, und erleuchtete Fürsten und Staatsmänner das Reich regieren, steht dem Anstellen eines so-

zialdemokratischen Professors im Prinzip nichts im Wege. Ist der Mensch tüchtig, das heißt in der Tat ein Gelehrter, dann ist es indifferent, welcher politischen Partei er, wenn auch mit Leib und Seele, angehört. Wenn seine Parteigesinnung der Ausdruck seiner wissenschaftlichen Überzeugung ist, wer darf ihm daraus einen Strick drehen? Daß er unter diesen Umständen nicht agitieren wird dort, wo er zu dozieren hat, ist selbstverständlich. Gewiß ist es denkbar, daß mit der Eigenschaft eines sozialdemokratischen Parteimannes der Gelehrte nicht zu vereinigen sei — was mir persönlich einleuchtet, doch hier unentschieden sein soll —; dann allerdings wird auch der Freisinnigste gegen seine Anstellung sein; aber dann weist man nicht den Sozialdemokraten, sondern eben den zum Dozieren und vorurteilsfreien Arbeiten Unfähigen zurück. Ein Sophisma aber scheint es mir zu sein, wenn man in der Lösung der Frage, ob Sozialdemokrat und akademischer Lehrer zu vereinigen seien, einen Unterschied konstruiert zwischen Privatdozent und angestelltem Professor und behauptet, Privatdozent könnte man ganz ruhig sein als erklärter Sozialdemokrat, aber nicht Ordinarius. Das ist so ungefähr, als ob man sagt, in Uniform müsse man den Mutigen spielen, geht man aber in Zivil aus, dann könne man, obwohl man Soldat ist, den Jammerlappen zeigen. Privatdozent wie Ordentlicher Professor sind im Prinzip dasselbe und in ihrem Verhältnis zum Wissenschaftsunterricht identisch. Das Maß der Lehrfreiheit und damit die Fähigkeit, es zu gebrauchen, muß bei beiden gleich sein.

Die Lehrfreiheit im weitesten Sinne des Wortes ist noch eine zu erringende Aufgabe des 20. Jahrhunderts. Das 19. hat sie nicht schaffen können, es ging über seine

Kräfte. Die Reaktionen waren zu stark und die Einmütigkeit derjenigen, die für sie eintreten mußten, zu schwach; wir sind auch jetzt wieder von reaktionärem Treiben bedroht, es macht sich lebhafter geltend als je nach der großen Reformation. Man muß bedenken, daß die katholische Kirche als geschlossene Einheit — und als solche ist sie zu trennen von den Gläubigen — jede Universität, wie sie heute ist, noch immer als ein entartetes Kind ansieht, das wieder auf den rechten Weg gebracht werden muß, mit freundlichen oder gewaltsamen Mitteln. Die „Lehrfreiheit im modernen Staate" ist, wie bereits betont, ein Kind des Protestantismus. Um auch bei den Unbegabtesten den Anschein der blinden Parteilichkeit zu vermeiden und zu zerstören, will ich hier einmal die Stimmen aus der Vergangenheit selbst reden lassen; sie sind gewichtiger, als die eines Neulings.

In dem im Auftrage der Görresgesellschaft herausgegebenen „Staatslexikon" vom Jahre 1897 steht geschrieben: „Ein offener, häufig beklagter und bekämpfter Mangel und Schaden der Universitäten ist die grenzenlose Lehrfreiheit, die geradezu als das Lebensprinzip der höchsten Bildungsanstalten hingestellt und gefordert wird." Heinrich von Sybel hat als Historiker 1874 in seinem Büchlein: „Die deutschen Universitäten, ihre Leistungen und Bedürfnisse" folgende Erklärung abgegeben und damit den Kampf zwischen Lehrfreiheit und Unterdrückung in seinem Wesen erkannt und charakterisiert: „Das erste und letzte Wort unserer Lehrmethode ist: Erziehung der Jugend zu voller Selbständigkeit des Denkens. So ist es freilich nur in der Ordnung, daß unsere klerikale Partei, welche die blinde Unterwerfung des Denkens unter das kirch-

liche Amt auf ihre Fahnen geschrieben hat, unser System abscheulich findet und das bei jedem Anlasse als eine Vergiftung der heranwachsenden Generationen verdammt. Das Geprassel dieser Schmähungen ist für uns unvermeidlich; wenn wir das Unglück hätten, von dieser Seite belobt zu werden, so hätten wir allen Grund, zu zweifeln, ob wir wirklich noch die höchste unserer Pflichten erfüllen. Es gibt für uns auf dieser Seite kein größeres Glück, als die unverhüllte Kriegserklärung, die scharfe Beleuchtung des in sich unversöhnlichen Gegensatzes. Dreißig Jahre lang — jetzt sind es sechzig — haben wir es erlebt, wie eine planmäßig vorbereitete und kurzsichtig akzeptierte Klarheit über die Ziele der klerikalen Bestrebungen an hundert Punkten unser Unterrichtswesen innerlich verfälschte und zerrüttete, wie die falschen Freunde sich in und über den akademischen Korporationen einnisteten und das wissenschaftliche Leben angeblich im eigensten Interesse der Universitäten den klerikalen Einflüssen zu unterwerfen strebten. Man verbrämte dies Treiben mit wohlklingenden Sätzen über die Notwendigkeit religiöser Begründung der Wissenschaft, über die Heilsamkeit und Billigkeit achtungsvoller Rücksichtnahme auf die kirchlichen Behörden, über die Wahrung kirchlicher Parität auch innerhalb unserer Hochschulen: und so gewann man die Unterstützung oder doch die Neutralität vieler höchst wohlgesinnter Personen, welche nur nicht die Fähigkeit besaßen, die Tiefe des mit jenen Redeblumen zugedeckten Gegensatzes zu erkennen. Hier haben wir die Fortdauer des offenen Kampfes nicht zu scheuen, sondern zu wünschen. Das schlimmste wäre die Herstellung eines faulen Friedens, welcher dem Feinde die Möglichkeit zurückgäbe, unter der Maske des Helfers

und Genossen, wie es 30 Jahre lang geschehen, in unserem eigenen Lager aufs neue Eingang zu finden."

So ist von beiden Seiten, von klerikaler, wie von wissenschaftlicher, die Stellung zur Lehrfreiheit anerkannt und öffentlich zu Protokoll gegeben. Ich betone von klerikaler Seite, um noch einmal hervorzuheben, daß das katholische Glaubensbekenntnis etwas ganz anderes ist, als der klerikale Parteischwur. Wir haben zu jeder Zeit hervorragende katholische Forscher gehabt und man wird auch in vorliegender Arbeit eine Menge wiederfinden; wie weit sie mit ihrer wissenschaftlichen Erkenntnis das Dogma vereinigen konnten, ist eine müßige Frage und deckt sich mit der, wie es dem Protestanten damit ergangen ist. Das 20. Jahrhundert hat nur zwei Mittel, den Gegensätzen gegenüberzutreten, entweder es kämpft, oder es läßt sich einschläfern.

2. Die Lernfreiheit.

Während für die „Lehrfreiheit" immer von neuem die hervorragendsten Männer der Wissenschaft und des praktischen Lebens eintraten, findet man häufig, daß gegen die „Lernfreiheit" und ihre weitere Ausbildung ernstlich geredet wird. Man hält sie im allgemeinen für sehr gefährlich, was sie in der Tat für recht viele ist, wie wir noch sehen werden. Die Lernfreiheit besteht im wesentlichen darin, daß derjenige, der einmal als akademischer Bürger anerkannt ist, lernen kann was und wo er will. Alle Hörsäle der Hochschule, deren akademischer Bürger er geworden ist, stehen ihm offen und keiner hat das Recht, ihn zurückzuweisen. Andrerseits

verlangt die Universität nicht von ihm, daß er irgend etwas Bestimmtes treibe, sondern sie läßt ihm vollkommen freie Hand, das Gebotene zu benutzen oder nicht. Der Studierende kann sich seine Lehrer wählen, und auch, wenn er sich verpflichtet hat, eine bestimmte Vorlesung regelmäßig zu besuchen, kann ihn niemand zur Erfüllung seiner Pflichten zwingen. Ja, wenn es ihm nach einem halben Jahre nicht mehr paßt, kann er sein Bündel schnüren und eine andere Universität mit seinem Besuche beehren; auch sie gehört zu seiner großen akademischen Heimat; denn mit der ersten Immatrikulation ist er de facto ein Bürger aller deutschen Hochschulen. Es steht ihm sogar frei, d. h. es hindert ihn kein Mensch, vollkommen dem Arbeitsgetriebe fernzubleiben und anderweitig seine Zeit zu verbrauchen; damit benutzt er die „Freiheit zum Lernen“ als Deckmantel für ein „Freisein vom Lernen“. Daß dieser Mißbrauch selten sei, zu behaupten, ist eine grobe Verkennung der Tatsachen, und mit dem Ableugnen eines bestehenden Faktums ist denen, die es wirklich zu ändern bestrebt sind, nicht Grund genug gegeben, ihren Plan fallen zu lassen.

In der Tat hat man sich bemüht, dem zunehmenden Mißbrauch der akademischen Lernfreiheit zu steuern, aber man hat es meist so getan, daß man durch die Reform zugleich an das Wesen der akademischen Freiheit griff, und man beging den Fehler, der schlechten Elemente wegen, den guten Kern zu unterdrücken.

Fichte hat seinerzeit als Rektor der Berliner Universität den umgekehrten, einzig richtigen Weg vorgeschlagen und öffentlich in seiner Rektoratsrede zu gehen gelobt: „einem einzigen fleißigen und sittlichen Studierenden einen höheren Wert beizulegen, als Hunderten

von unfleißigen und ungesitteten, und wenn beide sich nicht nebeneinander vertragen können, die Hunderte dem Einzigen weichen zu lassen.“ E. M. Arndt hat dem beigestimmt mit den Worten: „daß die Art von Studenten, die köstlichste und edelste von allen, deren Freiheit nie zu frei sein kann, sich bilden und alle Flügel des Genius entfalten und brauchen könne, dafür ist kein Opfer zu groß, das die Gesellschaft vielleicht von einigen Dutzend Jünglingen bringt, die ohne diese Freiheit vielleicht erhalten wären.“

Außer der absoluten Faulheit hat man auch vielfache Zerstreuung, das Herumirren in den ersten Studiensemestern fälschlicherweise als Mißbrauch der akademischen Lernfreiheit gedeutet; es konnte das geschehen dadurch, daß man von den akademischen Lehrjahren allein Ausbildung für den künftigen Beruf forderte, praktisch technische Ausbildung. Mit der Formulierung der Aufgaben unserer Universitäten ist diese Auffassung widerlegt, wenn auch die andere, daß das Verbummeln der Zeit ein Mißbrauch sei, nicht bestritten werden kann. Wo ernsthaftes wissenschaftliches Streben ist, da geht kein einziges Semester verloren, und selbst nicht, wenn man mit klassischer Philologie anfängt und nach fünfzehn Semestern als Mediziner die Universität verläßt.

Das einfachste Mittel, dem wirklichen Mißbrauch der Lernfreiheit abzuhelfen, sind die sogenannten „Lehrpläne“; sie sollen gewissermaßen Ratschläge sein, wie man sich am besten zu einem bestimmten Berufe vorbereitet, d. h. wie man neben der eigentlichen Aufgabe der Universitätsjahre, so recht von Herzen wissenschaftlich zu genießen, ein bestimmtes Ziel verfolgen kann. In diesem Sinne ausgeführt, haben die Studienpläne einen

wirklichen Wert, nur dürfen sie keinen höheren Anspruch machen, als Ratschläge zu sein, die man befolgen oder vernachlässigen, teilweise oder ganz ablehnen kann. Nur schlechte „Brot- und Butterstudenten“ binden sich im allgemeinen vollkommen an solche Arbeitspläne.

Der Grund zum Mißbrauch der akademischen Lernfreiheit liegt nicht in der allzugroßen, sondern in der oft schon allzu beschränkten Lernfreiheit. Diese Beschränkung fängt oft schon an, bevor der Sohn immatrikuliert ist, ja, sehr häufig ist die Immatrikulation selbst die Erklärung seitens der Eltern, daß der Sohn zu gehorchen und nicht zu wählen hat. Unzählige Leute kommen auf die Universität, ohne je die Neigung gehabt zu haben, zu streben und zu lernen: „Es ist so Brauch, daß unser Ältester studiert“, heißt es dann, oder „man wird doch gleich ganz anders angesehen, wenn man Student ist“. Oder es wird dem Sohn befohlen, er müsse Jura oder Philologie studieren, der Herr Sohn interessiert sich aber für Naturwissenschaften und Philosophie: wenn er nicht ganz fest im Sattel sitzt, und einfach seiner Wege geht, und den Wunsch Wunsch sein läßt, dann versumpft er eben, indem er sich für die auferlegte Langeweile entschädigt. Und kommt er dann krank und kaput nach Hause, stöhnt man über die „allzu große Freiheit“ der jungen Leute. Auch die freiwillige Beschränkung von vornherein ist meist, nicht immer, ein Schaden. Man sollte auf die Hochschule gehen, allein beseelt von dem Triebe, zu lernen, dann ist keine Lernfreiheit zu frei, um den Menschen zum Mißbrauche zu treiben. Von den pekuniären Beschränkungen der Lernfreiheit wird an anderer Stelle ausführlich die Rede sein; das greift schon zu sehr hinüber in das wirkliche Leben des Studierenden.

Wir werden in ihnen die Keime vieler, vieler Mißstände kennen lernen.

Nur auf eine große Beeinträchtigung der Lernfreiheit muß hier aufmerksam gemacht werden, auf die starke Beeinflussung der Studierenden von seiten der Eltern, wenn es sich um die Wahl der Universität handelt. Zumal von Eltern, die nie auf einer Universität waren, wird dieser Sport mit Freuden geübt. „In der Universitätsstadt wohnt ein Onkel, da ist der Bruder, da die Schwägerin von der Schwester der Großmutter; da ist es zu teuer, dort ist zuviel los,“ und was da alles für Gründe vorgebracht werden, die mit den Aufgaben der Hochschulen gar nichts zu tun haben. Und sanktioniert wird dieses Kommandieren gewöhnlich mit der Phrase „Lernen kann man überall, wo man will.“ Gewiß kann man das, aber erstlich kommt es nicht darauf an, daß man lernt, sondern was man lernt, und zweitens muß man zunächst selbst das Lernen lernen. Ja, die Zahlen von 1 bis 1000 kann zur Not auch ein Papagei sich einpauken lassen, aber wissenschaftlich arbeiten, methodisch zu erkennen suchen, — ehe man das kann, vergeht eine lange Zeit. Es bedarf zuerst einer Gewinnung für die ernste Arbeit, die allein durch einen vom Studierenden geschätzten Lehrer vollbracht werden kann, und dann einer Probezeit für die eigene Kraft des Anfängers. Hier trete ich ein für die Aufhebung jeglicher Beschränkung der Lernfreiheit; man überlasse das dem studierenden Sohn hübsch selber, der kann sich Rat bei seinen Lehrern oder sonstwo holen; den Rat der Eltern wird er für andere Dinge sehr gerne annehmen. Es gibt nun mal heutzutage auch untaugliche Professoren, wie es in jedem Stande unbrauchbare Elemente gibt; sie zu umgehen, ist die

Pflicht dessen, der etwas lernen will. Es gerät z. B. jemand in die Hände eines Philosophieprofessors, der ihm nur auswendig gelernten Kram bringt; da kann man wissenschaftlich zugrunde gehen, wenn man nicht die nächste Gelegenheit erfassen darf, um an einen besseren Ort zu ziehen; in der Tat liegt dieser Gedanke der Einrichtung der „Freizügigkeit“ des Studenten zugrunde.

Einigermaßen berechtigt ist der Einspruch der Eltern bei der Wahl der ersten Universität. Da weiß der Sohn noch weniger, was studieren heißt, als die Eltern. Aber auch bei der Erwägung der Frage, wo der Sohn beginnen soll, sollten die Eltern nicht allzu eigenmächtig sein, sondern sich Rat bei Leuten holen, die etwas davon verstehen. Im Grunde ist es ja ganz gleichgültig, wo man die allererste Studentenzeit verbringt, wenn man mit Lust und Liebe und frei an die Sache herangeht. Es dürfte vielleicht die Erwähnung der Tatsache angenehm sein, daß es sich am meisten bewährt hat, an einer Hochschule anzufangen, wo das Leben nicht allzu große Ablenkungen bietet. Das erste Semester ist vor allem das des Suchens, und deshalb liegt in ihm mit dem größten Wert auch die größte Gefahr für den Studierenden.

So sehen wir aus der Beschränkung der Lernfreiheit weit mehr, als aus dem Gegenteil die größten Nachteile für das Studium und das akademische Leben erwachsen. Lehr- und Lernfreiheit beanspruchen für sich die größtmögliche Schrankenlosigkeit innerhalb ihres Aufgabengebietes; und ohne die eine ist die andere nichts wert. Was nutzt die ganze Freiheit der Lehre, wenn niemand da ist, der ihre Resultate benutzen kann und aus ihr neues Leben zu schöpfen vermag; und was nutzt die Lernfreiheit, wenn ich nicht das feste Vertrauen in die

Lehrenden setzen kann, daß sie mir nur das bringen, was aus ihrer innersten wissenschaftlichen Überzeugung entspringt, wenn ich fürchten muß, daß sie von irgend einer Seite beeinflußt sind? Sie beide, Lehr- und Lernfreiheit, machen das wahre akademische Studium erst möglich, und von ihnen beiden wird das dritte gefordert, bedingt und begrenzt.

3. Die akademische Lebensfreiheit.

Aus der Benutzung der Lehr- und Lernfreiheit, um zu studieren, entspringt dasjenige, was man mit Recht Lebensfreiheit nennen kann. Sie ist eng verbunden mit den beiden anderen Faktoren der „Akademischen Freiheit", ja sie ist das Resultat richtiger Verbindung beider und erstreckt sich, wenn auch in verschiedener Form, auf alle akademischen Bürger, Professoren sowohl wie Studenten.

Die geistige Arbeit ist anders ihrem Wesen, ihrer Methode, ihren Resultaten nach, als die körperliche. Die physische Verschiedenheit der Arbeitsorgane und der ihnen innewohnenden Leistungsfähigkeit ist der Hauptgrund für die Notwendigkeit einer individuellen Arbeits- und Ruheverteilung. Zehn Stunden angestrengter geistiger Tätigkeit ist fast eine Unmöglichkeit, während der zehnstündige Arbeitstag im praktischen Leben dem Menschen eigentlich recht geringe Mühe auferlegt. Jede körperliche Arbeit ist auf eine große Anzahl von Organen verteilt, und diese wechseln sich gewissermaßen immerzu in ihren Leistungen ab; durch die Bewegung des Körpers wird die Lebendigkeit gleichmäßig erhalten, und die Müdigkeit befällt allmählich den ganzen Körper. Bei der geisti-

gen Arbeit sind zunächst nur das Gehirn und die Augen in Anspruch genommen, während der übrige Körper in Ruhe ist. Die dauernde Anstrengung so weniger Organe und dabei der feinsten und empfindlichsten des menschlichen Organismus ist nur in beschränktem Maße möglich, wenn man nicht die Gesundheit und die geistige Frische in ernste Frage stellen will. So ergibt sich schon aus rein physiologischen Gründen eine andere Arbeitsverteilung. Bringt man noch in Erwägung, daß man geistig recht angestrengt tätig sein kann, während man spazieren geht oder auf dem Sofa liegt, so wird man zugestehen, daß man die äußerliche Art, geistig zu arbeiten, nicht mit dem Maße körperlicher Arbeit messen darf. Von einem Arbeiter, einem Schreiber, einem Handwerker kann man ohne weiteres sagen, der Mann tut nichts, während man das von einem geistig Tätigen nur mit Vorsicht behaupten kann. Die größten Denker haben in Muße gearbeitet, d. h. ohne äußerlich Zeichen ihrer Arbeit zu geben. So ergibt sich eine ganz andere Einteilung der Zeit, und diese muß dem Studierenden vollkommen überlassen werden. Der eine braucht Ruhe und Einsamkeit, der andere eine gewisse geistige Anregung. Der eine ist vielseitig, der andere einseitig interessiert. Bei dem einen ist noch alles in Fluß und Gärung, während der andere schon anfängt, fest zu werden, und einem Ziele mit Sicherheit entgegenarbeitet.

Die Studentenzeit, wie jede Zeit geistiger Betätigung, ist ein Irren, es ist die Zeit des Kampfes um die Weltanschauung, es ist nicht zum wenigsten die Zeit, in welcher der geistig Vorwärtsstrebende über den Wert und Unwert der Sinnenbedürfnisse ein Urteil zu gewinnen gewillt ist. Während der Kaufmann, der Ingenieur, der

Offizier an einen bestimmten Arbeitsplan gebunden und lediglich von der Erfüllung der ihm gestellten Aufgabe sein Vorwärtskommen abhängig ist, muß der Student das Ziel erst suchen, und wenn er es wirklich gefunden hat, d. h. es in der Ferne erblickt, dann kennt er noch lange nicht den Weg, der zu ihm hinführt. Das was das Ziel der „Lehr- und Lernfreiheit", als der Elemente, in denen ein frei sich gestaltendes Leben nur möglich ist, bedeutete, die Möglichkeit, nach eigenster, innerster Überzeugung lehren und lernen zu können, das finden wir in der Form der „Lebensfreiheit" etwas umgestaltet wieder in der Notwendigkeit, nach eigenster Überzeugung zu handeln. Die Schule, in der man das allein lernen kann, ist die der Freiheit. Die, welche einmal leiten und führen sollen, müssen diese Schule durchgemacht haben, eine Zeit, in der sie eigene Überzeugungskraft und eigene Persönlichkeit finden, die akademische Studienzeit.

So vielgestaltig das Studium und die im Jugendleben ringenden Kräfte sind, so bunt ist das Leben des Studenten. Es bewegt sich zwischen den äußersten Extremen: dem ernstesten Rigorismus und der übertriebensten Leichtlebigkeit. Wenn sich nur Geist und Streben offenbart, dann ist es gut so mit der Vielgestaltigkeit, gleichviel, ob Nichtakademiker kein Verständnis, vielleicht nur Spott und Hohn für sie haben; es hieße das akademische Sein in seiner Eigenart zerstören, wollte man dem Studenten die gesellschaftliche Zwangsjacke anlegen.

Es ist selbstverständlich, daß auch diese Lebensfreiheit ihre Grenzen hat, dieselben, die die akademische Lehr- und Lernfreiheit notwendig haben mußten: sie muß dem Zwecke, dem Wesen der Universi-

tät, ihren Aufgaben und Zielen entsprechen und muß sich halten im Rahmen der Gesetze. Einerseits ist jegliche Einrichtung zu verbieten und mit Feuer und Schwert auszurotten, die nur dazu da ist, die Kraft zum Arbeiten systematisch zu untergraben, und anderseits darf der Student, ebensowenig wie jeder andere Bürger, die Gebote der Gesetzbücher übertreten. Einrichtungen, die jeglichem Gebrauche der akademischen Lehr- und Lernfreiheit widerstreiten, die den Studierenden in seiner Vorurteilslosigkeit unterdrücken und ihn dadurch zu seinem eigentlichen Berufe untauglich machen, müssen entfernt werden, und sei es auch, daß törichte Leute darüber jammern und schreien und von Knechtschaft und Gewalttätigkeit reden. Die Lebensfreiheit der Studenten ist lediglich dazu da, ihnen alle Gelegenheit zu verschaffen, in Ruhe zu studieren: nur wer studiert, hat Anspruch auf sie, wie nur der Studierende oder wissenschaftlich Lehrende Anspruch auf Lern- und Lehrfreiheit hat.

Das Gute zu unterdrücken, werden immer Versuche gemacht. Man hat sich bemüht, die Lehrfreiheit zu beschränken, die Lernfreiheit zum Lernzwang zu machen, auch gegen die Lebensfreiheit sind viele Feinde aufgetreten. Zwei Arten dieser Feinde müssen wir da unterscheiden, äußere und innere. Merkwürdigerweise sind es hier die Besitzer der Freiheit selbst, die an ihrer Beschränkung und Zerstörung am lebhaftesten gearbeitet haben. Es haben sich gewisse Verbindungen gegründet, in denen der Geist der Sklaverei gezüchtet wird, und deren einziges Ziel ist, die Lebensfreiheit zu beschränken. Hier kann das nur angedeutet, die Tatsache konstatiert werden, nur um zu betonen, daß es absolut

nicht im Sinne der akademischen Freiheit liegt, oder dem Wesen der Hochschule entsprechen kann, solche Geschwüre am Universitätsorganismus zu dulden. Leider hat man sich an die unverstandene Phrase: „Akademische Freiheit" zu fest binden lassen, um mit aller Gewalt gegen derartige Gefahren vorzugehen.

Eng zusammen hängt natürlich der Umstand, daß viele die Lebensfreiheit zu einem Frönen der Sklaverei machen, mit dem Wirken gewisser äußerer Feinde, mit der Tatsache, daß viele Jünglinge schon unfrei auf die Universität ziehen, wie wir schon angeführt haben. Dieser recht böse Einfluß erstreckt sich oft noch weit hinein in das Studentenleben und entspringt aus den verschiedensten Motiven. Die Wahl der Universität spielt auch hier eine Rolle. Da kommt vor allem der Spezialfall zur Geltung, daß man den Sohn veranlaßt, in der Heimatstadt zu studieren. An ein eigenes Leben, an eine Entwicklung zu freiem Handeln ist da natürlich nicht zu denken. Es wird das Alte einfach mitgeschleppt, der ausgeleierte Leierkasten wird weitergedreht, und der Brauch ist das Maßgebende in der Lebenseinrichtung, nicht das Studium. Es sind jetzt über hundert Jahre her, seitdem Fichte für die Freiheit der Wissenschaft und des Lebens auf der Hochschule eingetreten ist, aber seine Worte klingen noch so neu, daß ich ihn auch hier einmal reden lassen möchte. Er schreibt 1807 folgendes an den König von Preußen: „Das Bestreben, die Schule und Universität recht nahe am väterlichen Hause zu haben und in dem Kreise, in welchem man dumpf und bewußtlos aufwuchs, ebenso dumpf fortzuwachsen und in ihm sein Leben hinzubringen, ist unseres Erachtens zuvörderst entwürdigend für den Menschen, denn dieser

soll einmal herausgehoben werden aus allen den Gängelbändern, mit denen die Familien-, Nachbars- und Landsmannsverhältnisse ihn immerfort tragen und heben und in einem Kreise von Freunden, denen er durchaus nichts mehr gilt, als was er persönlich wert ist, ein neues und eigenes Leben beginnen; und dieses Recht, das Leben einmal selbständig von vorn anzufangen, soll keinem geschmälert werden; — sodann streitet es insbesondere mit dem Charakter des wissenschaftlichen Mannes, dem freier, über Ort und Zeit erhabener Überblick zukommt, den das Kleben an der Scholle aber, das höchstens dem gewerbetreibenden Bürger zu verzeihen, entehrt; endlich wird damit sogar die organische Verwachsung aller zu einem und demselben Bürgertume gehindert, und lediglich daher entstehen die Absonderungen einzelner Provinzen und Städte vom großen Ganzen des Staates; daher z. B. der Ostpreuße dem Brandenburger, der Thüringer dem Meißener als etwas für sich bedeuten wollend gegenübertritt, und man sich nicht wundern muß, daß z. B. der Bayer dem Preußen gegenüber sich der gemeinsamen Deutschheit nicht entsinnt, da ja sogar der Ostpreuße zuweilen des gemeinsamen Preußens vergißt; aus keinem in solcher Beschränktheit Aufgewachsenen ist jemals ein tüchtiger Mensch oder ein umfassender Staatsmann geworden.“

Von der einstigen Sonderstellung der Studierenden und andersartigen Beurteilung ist nichts mehr geblieben. Der Student untersteht den gleichen Gesetzen wie jeder andere Bürger. Die ehemalige akademische Gerichtsbarkeit, die zwar den Studierenden vor den Angriffen von außerhalb, niemand aber vor den Bosheiten der Akademiker schützte, ist verschwunden, ihr Rest wurde auf

Drängen der Universitäten selbst beseitigt. Wenn trotzdem noch gewisse Dinge auf der Universität im Schwunge sind, die zwar dem Strafgesetzbuche widersprechen, aber gleichwohl geduldet werden, so ist daran entweder die Unzulänglichkeit der Gesetze selbst schuld oder die Kraft und Umsicht, diesen Gesetzen Gehorsam zu verschaffen, fehlt. Ich denke da vor allem an den Mensur- und Duellunfug. Mit den lächerlichsten Phrasen hat man sich über das Bestehen und die Bedeutung dieses Übels, das die Zeit, das Geld und die Kraft der Studierenden verschlingt, hinweggetäuscht, und die Redensarten selbst Angesehener, in sentimentalem Tone gehalten, haben gehindert, gegen diese Ausschweifungen einzuschreiten. Etwas spezifisch Studentisches ist Mensur und Duell aber nicht, denn im Heere lebt beides ebenso, wenn auch vielleicht in etwas strengerer Form und mit größerer Beschränkung. Da tritt vor allem der ernsthafte Sinn des Zweikampfes hervor, indem denen, die über sein Zustandekommen zu entscheiden haben, eine Verantwortung auferlegt wird, die sie zwingt, die Genehmigung eventuell mit ihrer eigenen Lebensstellung zu bezahlen. In dem Wortlaut der Kabinettsordre, die dem Offizier seine Stellung zum Duell vorschreibt, ist einerseits offen die Unzulänglichkeit der Gerichtsbarkeit in Ehrensachen anerkannt — sei es, daß diese ihrem Wesen oder ihrer augenblicklichen Entwicklungsstufe nach in ihrer Kraft beschränkt ist — anderseits aber betont, daß Mensur und Duell zur Entscheidung von Ehrensachen, nicht aus Spielerei anzuwenden sind. Für den Studenten fehlt eine derartige Richtschnur, sie wäre ebenso notwendig wie für das Heer.

Gegen die Aufhebung der akademischen Gerichts-

barkeit ist absolut nichts einzuwenden; es würde der Zeit und dem Bilde der heutigen Hochschulen schlecht stehen, wenn sie noch bestünde. Und doch lebte auch in dieser offenbaren Ungerechtigkeit ein edler und weiser Gedanke ein verborgenes Dasein. Es war die Überlegung, daß man die Jugend nicht zu früh unterdrücken dürfe, daß man ein gewisses Verständnis für sie haben und um die rechte, echte Fröhlichkeit zu erhalten, manchmal ein Auge zudrücken müsse. Wo der echte jugendliche Frohsinn herrscht, der im Genusse der Freiheit goldenen Idealen nachjagt, da wird auch einmal über die Stränge geschlagen; und das schadet gar nichts. Dafür sollte man auch heute noch ein Verständnis haben; leider aber fehlt das sehr vielen Richtern, vielleicht liegt es auch im Wesen ihres Amtes, in der Form, wie sie es zu verwalten haben. Vielleicht ist es aber ein Fluch, der ihnen von ihren eigenen akademischen Jahren her anhaftet, daß sie diese jugendliche Fröhlichkeit nicht kennen, weil sie selbst andere als die erfrischenden Vergnügungen aufsuchten. Die allzustrenge Beurteilung studentischer Albernheiten kann in vielen Fällen direkt schädlich sein. Ich denke da an das Reichsland Elsaß-Lothringen und speziell an die Universität Straßburg. Deutsche Universitäten sind Kulturstätten deutschen Nationalgeistes, und die Wiederbelebung der Studien in Straßburg muß daher als eine der weisesten Einrichtungen der Regierung angesehen werden, nach der Einigung des deutschen Reiches das Deutschtum auch in seinen Grenzlanden zu beleben und zu befestigen. Es sollte recht gepflegt werden und gerade die echte freie und offene Heiterkeit sollte mächtig mitkämpfen. Statt dessen macht sich eine recht törichte Strenge gerade in

Straßburg geltend. Mit hohen Protokollen werden diejenigen verfolgt, die mal abends singend durch die Straßen ziehen. Und deshalb wird das deutsche Element auch in studentischen Kreisen immer mehr verdrängt. Statt Singens freier Burschenlieder, das wohl auch mal einen Philister aus dem Schlafe geweckt hat, sucht und findet man andere Freuden. Das Licht wird vom Schatten verdrängt; in der Nacht ist alles ruhig und still. Nur das Auf- und Abgehen der Polizeibeamten! Aber in der Stille blüht und gedeiht das Laster der Nacht, die Prostitution, die in der Stadt Straßburg ihren geheiligten Tempel hat.

Was vergeht und zerfällt, sollte die Menschen und vor allem die Regierer und Leiter des Volkes belehren, der Sinn des Geschichtlichen sollte das Lehrbuch des Gegenwärtigen und Kommenden sein; dann würde man auch von der alten akademischen Gerichtsbarkeit lernen und in den Kodex der neuen allgemeinen Gerichtsbarkeit etwas von ihrem Geiste aufnehmen. —

In der Lehr-, Lern- und Lebensfreiheit ist das Wesen der akademischen Freiheit erschöpft. Hier konnte nur ihr Wesen geschildert, nicht jedes einzelne Moment ihrer Gestaltung hervorgehoben werden. Unter ihrer Flagge entfaltet sich das richtige „Akademische Studium“ und das richtige „Akademische Leben“. Beides wollen wir nun in seinen Grundsätzen betrachten.

IV. Das akademische Studium.

Fr. W. J. Schelling. Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums. 1803.
J. G. Fichte. Über das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit. 1805.
Fr. Ed. Beneke. Unsere Universitäten und was ihnen not tut. 1836.
J. Ed. Erdmann. Vorlesungen über akademisches Leben und Studium. 1858.
Kuno Fischer. Über das akademische Studium und seine Aufgabe. 1868.
Ed. Zeller. Über akademisches Lehren und Lernen. 1879.
Th. Billroth. Briefe (Brief vom 19. September 1883).
E. Bernheim. Der Universitätsunterricht und die Erfordernisse der Gegenwart. 1898.

Die akademische Freiheit garantiert in ihrem weitesten Umfange die Sicherheit und Fruchtbarkeit des akademischen Studiums. Doch hat sie erst Sinn und damit eine wirkende Kraft, wenn bei demjenigen, der sich Student nennt, Talent, Begabung, guter Wille und lebhaftes Streben vorhanden sind. Es ist damit keineswegs die Forderung gestellt, jeglicher, der auf die Universität zieht, müsse ein Genie sein, aber das muß allerdings verlangt werden, daß seine Begabung dazu hinreicht, vermöge geistiger Arbeit ein brauchbares Glied der Menschheit zu werden. Wem diese Gabe fehlt, der muß etwas anderes werden. Wer keine Befähigung zum Singen hat, kann nicht Opernsänger werden, wer nicht zeichnen kann, wird es nie zum Maler oder auch nur zum Ingenieur

bringen, wer einen Buckel hat, muß auf die Offizierskarriere verzichten, mag er sich auch im Besitze der größten strategischen Talente fühlen; deshalb kann jeglicher in einem anderen, seinen Fähigkeiten angepaßten Berufe ein achtbarer, geehrter, ja hervorragender Mann werden; wer nicht zum Studium veranlagt ist, soll es unterlassen. Es muß als eine krankhafte Erscheinung bezeichnet werden, daß der Zudrang zu den gelehrten Studien in einer Weise zunimmt, daß eine vorherige genaue Prüfung der Fähigkeiten gänzlich ausgeschlossen ist, und es allein durch die Zahl der Studierenden einleuchtet, daß etwas anderes als die hohen Aufgaben viele, vielleicht die meisten, anlockt. Die Bürde, die die Hochschule jedem ihrer Bürger auferlegt, würde, wenn man sich vorher davon unterrichtete, eher dazu angetan sein, abschreckend, als anziehend zu wirken.

Wir sahen, welche Aufgaben die Universität in ihrer Gesamtheit zu erfüllen hat, um sich ihre Existenzberechtigung im Wandel der Jahrhunderte zu bewahren. Von diesen hohen Aufgaben fällt jeglichem einzelnen akademischen Bürger sein Teil zu. Professor sowie Student haben an ihrem Teile beizutragen durch Studium und Lehre. Ein klares Erkennen dieser Aufgaben, der Mittel und Wege, sie zu erfüllen, und das Streben, ihrer gerecht zu werden, macht die akademischen Jahre zu dem, was sie sein sollen: Vorbereitung zum Leben und Einleben in die Wissenschaft. Wir haben es hier lediglich mit dem Studenten zu tun, mit dem Gros der Universität; doch so weit, als die Tätigkeit des Dozenten unmittelbar hineinreicht in die Sphäre des Studentseins, sie begrenzt oder modifiziert, müssen wir auch diese einer Kritik unterwerfen und zu entscheiden suchen,

wie er das, was er zum Studium des Studenten beizutragen hat, einrichten müsse, mit anderen Worten, welche Ansprüche an seinen Lehrvertrag, seinen wissenschaftlichen Verkehr mit dem Studenten zu stellen sind. Die übrigen hohen Aufgaben des Professorenstandes liegen gänzlich außerhalb des Gebietes, das hier zu beleuchten ist, vielleicht — ich kann darüber nicht entscheiden — liegen sie überhaupt ganz außerhalb der Sphäre der rubrizierenden menschlichen Betrachtung, weil sie sich nicht schematisieren lassen, sondern in ihrem Wert sich die höchste Individualität verkörpert.

1. Aufgaben und Mittel.

In Erreichung von guten Fachkenntnissen und allgemeiner Bildung könnte man den Zweck des Studiums einteilen; doch ist dies insofern schief, weil beides ineinander übergeht und in vieler Beziehung sich deckt. Es ist unmöglich, seine Zeit einzuteilen, so daß der eine Teil des Tages allein der Fachkenntnis und der andere der allgemeinen Bildung gewidmet ist, vielmehr liegt auch schon in der „wirklichen Fachkenntnis" die Forderung, weit über die Grenzen des Faches hinausgeblickt zu haben, vor allen Dingen, um genau zu erkennen, wo das Nachbarland beginnt; ohne das studiert zu haben, nutzt die genaueste Landkarte im eigenen Gebiete nichts. Erst nachdem man von Grenzstein zu Grenzstein gewandert ist — man braucht das nicht immer zu Fuß zu tun — kann man mit Bestimmtheit sagen: hier fängt das Reich meiner speziellen Tätigkeit an. Wer diese Vorarbeit nicht gemacht hat, wird stets ein Dilettant bleiben, ja, womöglich noch mit den Nachbarn Händel an-

fangen, die nach anderen Methoden auf ihrer eigenen Scholle arbeiten. Wie jedes Ackerland seine ihm angepaßte Pflege und Sorge erheischt, so tut es auch jedes Feld geistiger Früchte. Anderseits ist eine gewisse Fachkenntnis zur Erreichung einer allgemeinen Bildung notwendig, wenn diese nicht nur ein Lack, sondern eine bis ins tiefste gehende Wirkung auf den Menschen sein soll. Erst durch die Fachbildung verliert sich eine gewisse Unzufriedenheit, die dem anderen seine Erkenntnis neidet; die stete Flucht zum eigenen, selbstgewählten Fach ist der ruhende Punkt, ist der Trost über die Begrenztheit menschlicher Begabung. Die Erkenntnis: „Ich weiß, daß ich nichts weiß" wäre ein großer Jammer, wenn sie nicht r e l a t i v wäre, d. h. wenn sie nicht bedeutete: „Ich bin mir bewußt, im Verhältnis zum möglichen und zum wirklichen Gesamtwissen zwar nur geringe Kenntnisse zu haben, dadurch aber, daß ich auf einem kleinen Gebiete mir geordnete Kenntnisse erwerbe, etwas weiß und erkenne, beitragen zu können zum Gesamtwissen und dadurch ihm gegenüber einen eigenen Wert zu besitzen."

Die tüchtige Facharbeit leitet in vieler Beziehung die allgemeine Bildung und nimmt ihr den Charakter des Beiläufigen, Wertlosen. Für beide Teile studentischer Studienziele sind die V o r l e s u n g e n gleich wertvoll, wenn sie auch nicht die Mittel erschöpfen, sondern nur in der Anzahl der Mittel die hervorragendsten sind. —

Es ist oftmals behauptet worden, die Vorlesungen, der freie fortlaufende Vortrag des Dozenten sei heutzutage überflüssig, man könnte ihn ersetzen durch das Bücherstudium; das sei billiger und weniger zeitraubend. Es leuchtet diese Behauptung dem gemeinen Menschen-

verstande ein und imponiert ihm durch die Kunst, mit welcher sie das Unrichtige zu übertünchen versteht. Die große Verkehrtheit derselben besteht darin, daß mit ihr eine Voraussetzung gemacht wird, welche gänzlich ungerechtfertigt, zum mindesten überaus kühn ist. Man leugnet nämlich dadurch, daß man behauptet, die Vorlesungen hätten sich überlebt, daß im allgemeinen die Erfindung der Buchdruckerkunst im heutigen Lehrvortrage berücksichtigt werde und in ihrer vollen Bedeutung zu ihrem Rechte komme. Es kann ja leider nicht abgestritten werden, daß es auch heute noch Dozenten gibt, die ihre Vorlesungen so halten, als sollte Gutenberg erst noch geboren werden, die ihr vergilbtes Manuskript immer wieder von neuem ablesen, ohne einen Gedanken hinzuzutun. Aber wo gibt es nicht taube Körner zwischen den guten Früchten!

Im allgemeinen und besonderen muß an den Dozenten die Anforderung gestellt werden, daß er seinen Stoffe belebe und mit eigenen Gedanken und Auffassungen durchdringe. Dazu gehört natürlich zunächst, daß man die Resultate der Forschung kennt, damit man mit eigener Kritik an sie herangehen kann; und dazu gehört zweitens, daß man Kraft genug hat, zu kritisieren, und nicht nur, das schon Geschaffene auswendig zu lernen. Hier vereinigt sich Lehren und Forschen, um das Lernen zu befruchten, während anderseits durch das „Lehren" das „Forschen" neue Nahrung und lebendige Kraft erhält. Das ist der tiefe, für die echten Universitäten so bedeutungsvolle Sinn jenes „docendo discimus"; und mit vollem Recht bezeichnet Windelband, selbst akademischer Lehrer, gelegentlich dieses Wort geradezu als „die Signatur des akademischen Lebens in Deutschland".

Heute, wo die gedruckten Bücher wie Pilze erwachsen, ist es vor allen Dingen notwendig, zu lernen, wie man das Gute vom Schlechten sondert: Methode der Kritik zu lernen. Das rein Stoffliche bringen im papierenen Zeitalter dickleibige Kompendien. Ich denke da besonders an die „Geschichte der Philosophie“, deren man zwei Dutzend in einem Atemzuge zu nennen vermag, jede immer aus irgend einer anderen abgeschrieben, und 23 davon liegt schließlich die eine gute zugrunde. Hier bedarf es einer Anleitung, zu der man Vertrauen besitzt; sie kann nur persönlich sein. Wie der Lehrer erreicht, daß sein Vortrag anregend, das eigene Nachdenken des Hörers belebend wirke, das muß ihm vollkommen selbst überlassen bleiben. Der eine erreicht es durch eine dialogische Form seines Vortrages, der andere auf anderem Wege: man kann im allgemeinen sagen, daß der Student bald dahinter kommt, wo Gedanken sind, und wo eitel Phrase: Dafür hat gerade die Jugend ein feines Gefühl. Wenn die Lernfreiheit, das heißt die Gelegenheit zu lernen, wo man will, in weitgehendster Weise gesichert ist, wird das Faktum, daß hier und da mittelalterliche Professoren lehren, die auf irgend eine unlautere Weise an diese Stelle gekommen sind, nicht allzu großen Schaden anrichten. Nur mahnt diese Tatsache zur größten Sorgfalt in der Auswahl der Dozenten bei Besetzung der Stellen und in der Begrenzung oder Erweiterung der Anzahl von Lehrkräften. Die S a c h e sollte hier vor allen Dingen ausschlaggebend sein und nichts anderes.

Wenn man von den wenigen Ausnahmen derer absieht, die noch immer an der vor Jahrhunderten vergangenen Methode hängen, die damals berechtigt war,

heute aber überwunden ist, dann müssen wir den Wert der Vorlesungen auf den deutschen Universitäten außerordentlich hoch anschlagen. Da findet man Persönlichkeiten, da findet man Leben und Belebung. Das gesprochene Wort ist ein Gebilde mit Wucht und Gestaltungsfähigkeit, es ist eine direkte physische und psychische Kraft, das geschriebene Wort dagegen nur ein Bild, ein Schatten des Lebens. Geben wir nicht Unsummen für eine Reise in die Heimat aus, um mit den Eltern, den Geschwistern und Kameraden zu sprechen, mit ihnen in persönlicher Berührung zu sein? und wir leben in einem Zeitalter der Photographie, des Telephons, des gesteigerten Postverkehrs. Das gesungene Lied ist die Sprache der lebendigen Seele; wie tot ist dagegen die schönste, schwärzeste, deutlichste Note auf dem kostbarsten Papier der Welt! Wie groß ist die Erinnerung an den Verkehr mit einem genialen Menschen, wie klein dagegen auch seine dicksten und größten Werke! Es ist ein wundersames Geschick des Menschengeschlechtes, daß es das Andenken an die Geistesheroen nur in Büchern bewahrt: Wie unvollkommen diese sind, um das Wollen dieser zu verstehen, das zeigt der Jahrhunderte lange Streit um die Ansichten der einstmals Lebenden. Geschriebene Worte sind ein Zeichen der Ohnmacht, sich selbst der Vergangenheit zu entreißen, sie sind die ernste Mahnung an die Gegenwart, an den Augenblick des Seins, ihn zu benutzen, lebendig zu wirken durch Beispiel und Lehre. Wenn diese Mahnung gehört wird, dann gibt es nichts neben ihr, was den Menschen auf dem Wege zur Erkenntnis kühn fortzuschreiten, stärker antreiben kann, außer dem bewußtlosen Geistesinstinkt. Ein Zug, eine Sehnsucht nach Unsterblichkeit liegt in allen Menschen,

sie ist das Fundament, auf dem sich das Gesellschaftsleben aufbaut. Große Menschen suchen die Unsterblichkeit ihrer Persönlichkeiten, kleine, die ihrer Person zu erlangen. Jene verdienen sie durch ihre Worte und Taten, indem sie sich gewaltsam in die Seelen anderer einzubohren streben, diese durch Demut und Unterwürfigkeit. Aber selbst der triebförmige Geistesinstinkt muß, wenn er fruchtbar sein soll, zum Bewußtsein erweckt werden; erst dann ist eine Wirkung seiner Kräfte zu erwarten. Er muß als ein Keim gepflegt und begossen und das Unkraut, das ihn zu ersticken droht, um ihn herum ausgerottet werden. Das kann allein durch eine Persönlichkeit geschehen, die Achtung einflößt und den Wunsch lebendig macht, ihr nachzueifern. Diese Persönlichkeit sich zu suchen, ist der Sinn der studentischen Freizügigkeit. Die Möglichkeit, seine Gaben in wertvoller Weise auszunutzen, hängt bei der wissenschaftlichen Arbeit fast gänzlich davon ab, ob sich die Person findet, mit der man in einen wissenschaftlichen Verkehr zu treten bestrebt sein kann. In diesem Sinne hat Nietzsche recht, wenn er sagt, „alle Bildung beginnt mit dem Gehorsam", mit der freiwilligen Unterordnung unter eine Persönlichkeit, die einen hineinführt in das wissenschaftliche Chaos und in ihm sichere Wege weist.

Was hier vom gesprochenen Wort gesagt wurde, das gilt für alle Vorlesungen, philologische, medizinische, historische, philosophische, theologische. Dort wo ein starres, totes Sein überliefert wird, da ist ein Nichts die Folge, aber wo Leben in der lebendigen Sprache liegt, da ist neues Werden im Anzuge. Es muß noch daran erinnert werden, daß es für die meisten Menschen leichter ist, viele Stunden zu hören und zu denken, als zu

lesen und zu denken, auch ist die Einteilung in Stunden insofern sehr vorteilhaft, als sie zur Unterbrechung zwingt. Von einem Buche, in das man sich einmal vertieft hat, kommt man nicht so leicht fort, und man verliert leicht die Vielseitigkeit, wozu die Kürze der Vorlesung zwingt.

Neben diesen Vorlesungen, in denen das Wort des Dozenten allein wirkt, existieren Laboratorien, Präpariersäle, Mikroskopierkurse und Seminare. Während der Verkehr in den Vorlesungen zwischen Dozent und Student die Grenze der Unpersönlichkeit erreicht, ist die Lehrart hier persönlicher. Dozent und Student stehen hier in engstem wissenschaftlichen Verkehr, der auf Freiheit der Meinung und auf rücksichtsloser Wahrheit beruht. Es wird auch hier nicht geschulmeistert, wenigstens liegt das nicht im Wesen der Sache, sondern diese Art des akademischen Unterrichts zieht den Studierenden direkt mehr hinein, sie kann sein Arbeiten kontrollieren, sie gibt ihm selbst Aufgaben, an denen er seine Kraft erproben kann. Während in den Vorlesungen der Dozent seine eigene Arbeitsmethode zeigt, übt er sie hier und führt in sie ein. Das Disputieren und Referieren in den Seminaren und das gemeinsame Arbeiten in Demonstrations- und Präpariersälen hat noch den besonderen Wert, die Kommilitonen zu einem wissenschaftlichen Verkehr untereinander anzuregen. Man kann nicht sagen, diese Übungen erforderten das aktive Arbeiten, während die Vorlesungen nur die Passivität voraussetzen. Auch, und besonders in den Vorlesungen wird das Mitdenken vorausgesetzt, nur daß der Studierende sich nicht äußern kann. In den Seminaren wird die wissenschaftliche Äußerung gepflegt und zum großen Teil dem vor-

gebeugt, daß der Studierende erst zu spät lernt, seine Gedanken zu formulieren.

Auch zwischen diesen praktischen Übungen ist ein Unterschied. Es gibt gewisse Kurse, in denen höhere und andere, in denen weniger hohe Anforderungen an den Studierenden gestellt werden. Es ist deshalb den Dozenten mit Recht anheimgegeben, zu beurteilen, ob jemand schon genügend vorgebildet ist, um seine Übungen mitzumachen und ihn event. in eine Vorübung, ein Proseminar zu verweisen. Denn einerseits hat der Betreffende selbst nur wenig von einem Spezialseminar ohne genügende Vorkenntnis, und anderseits wird durch die zu große Anzahl das Zusammenarbeiten ganz wesentlich gestört. In der Zurückweisung seitens des Dozenten eine Verkümmerung der akademischen Lernfreiheit zu sehen, scheint mir aus diesen Gründen gänzlich falsch. In vielen Disziplinen ist eine Einführung in das rein Technische unbedingt notwendig, sei es in den Gebrauch des Büchermaterials, der Zeitschriften, oder in den der medizinischen und naturwissenschaftlichen Instrumente. Anderseits ist es ganz falsch, von den Seminaren zu verlangen, daß sie auf den praktischen Beruf vorbereiten, es kommt nur auf die Anregung und Wissenschaftlichkeit, nicht auf die Menge des Wissens an, sondern auf die Art der Erkenntnis.

Aber alle diese Veranstaltungen nützen nur wenig, wenn man nicht selbst auf eigene Faust baldigst zu arbeiten beginnt und versucht, in dem Streite der Meinungen und Hypothesen zu entscheiden. Das Bücherstudium muß dem Hörsaalstudium an der Seite stehen. Ja, in vieler Beziehung wird es die Voraussetzung eines fruchtbaren Kolleghörens sein, daß man sich bereits in die

einschlägige Literatur vertieft hat. In dieser Beziehung stellen die Vorlesungen immer höhere Ansprüche, sie verlangen eine gewisse selbständige stoffliche Vorbildung und knüpfen daran die Kritik an. Es ist darum gestritten worden, ob das Bücherstudium dem Kolleg vorangehen müsse oder nicht. Die Frage in dieser Form zu beantworten scheint mir unmöglich und deshalb überflüssig. Es richtet sich das natürlich ganz nach der Vorlesung. Aber ergänzen muß sich beides allemal, selbst bei den allereinfachsten akademischen Kursen, und nur in der richtigen Kombination besteht das richtige Studium.

Mit der regen Benutzung all dieser Mittel ist die Aufgabe des akademischen Studiums noch lange nicht erschöpft. Man könnte allenfalls sagen, die rein wissenschaftlichen und unmittelbar von der Universität dargebotenen und empfohlenen Mittel sind verwertet worden; aber es gibt deren noch andere. Neben den Universitätsvorlesungen sollen öffentliche Versammlungen, parlamentarische und Volksversammlungen den Studenten anziehen, Vorträge allgemein wissenschaftlicher Art, selbst wenn er in seinem akademischen Stundenplan die größte Buntheit zeigt. Hier lernt man seine Methode zu denken, am praktischen Leben prüfen; oft erkennt man, daß hier eine neue Methode erfordert wird; oft muß man sich in die Überzeugung einleben, daß hier vieles besser wäre, wenn ruhig und sachlich, d. h. methodisch denkende Männer das Volk und die Versammlungen beherrschten. Hier lernt man die Politik kennen und sieht sich neuen sozialen Aufgaben gegenübergestellt, die heute immer mehr auf jeden einzelnen einströmen. Man hat die Universitäten und vor allem die Studenten mit Arbeiterbildungskursen belastet; ob das sehr zweck-

entsprechend ist, soll hier nicht entschieden werden, doch aus der Notwendigkeit solcher Kurse, wie sie auch gehandhabt werden mögen, folgt unbedingt, daß eine allgemeine Emanzipation der studierenden Klassen nicht mehr möglich, geschweige denn segensreich ist.

Inwieweit der Student aktiv in diesem Kampfe um neue Ziele tätig sein kann, inwieweit er überhaupt eine bestimmte Politik treiben soll, ist oft und heftig diskutiert worden. In der Tat scheint es das Ratsamste zu sein, wenn sich der Student hier auf das Lernen und Beobachten beschränkt, um daraus als fertiger Mann in eigener gesicherter Lebensstellung Konsequenzen zu ziehen. Meistens wird das dem ernsthaft Studierenden seine eigene wissenschaftliche Bescheidenheit sagen. Doch ist prinzipiell dagegen, daß auch mal ein Student, sei es ein junger oder älterer, in die Politik insofern eingreift, als er eine Rede in einer Versammlung hält, absolut nichts einzuwenden, und wie jedem Bürger muß auch dem akademischen dies Recht unverkürzt bleiben. Dann tut er das aber nicht in seiner Eigenschaft als Akademiker, sondern als deutscher Reichsbürger. Eine Hochschulpolitik gibt es Gott sei Dank noch nicht, die Geschichte hat gezeigt, daß die schwachen Ansätze dazu verkümmern mußten. Daß der Student als Student, d. h. z. B. im Bunde mit einer Korporation, die sich an eine Partei anschließt, Politik treibe, das allerdings ist eine Anmaßung Studierender, die weit über das Maß der akademischen Freiheit hinausgeht und dem Wesen der Universitäten, ihren Zwecken und Aufgaben direkt widerspricht. Schon allein aus diesem Grunde sind alle „akademischen“ Verbindungen mit *politischen* und *religiösen* Tendenzen zu verurteilen und es ist als Pflicht der Hochschulleitung

anzusehen, sie gänzlich zu beseitigen. Diese antiakademischen Tendenzen können ein Teil der Aufgaben sein, die sich die einzelne Verbindung gestellt hat, sie sind häufig nur Begleiterscheinungen oder ungeschriebene Gesetze; gleichviel, sie zerstören den Sinn des Wortes „akademisch“ und graben an den Wurzeln freien Hochschullebens. Man hat sich häufig mit der gänzlich törichten Phrase aus der Klemme zu ziehen versucht, es gehöre doch zur Freiheit, daß jeder in eine Verbindung eintreten könne, die ihm behage. Und gerade diese leere Redensart ist ein Beweis für die Gewissenlosigkeit, mit der man über die Schäden hinweg zu schwätzen bestrebt ist. Gewiß hat jeder Bürger und jeder Student das Recht, irgendwelcher Verbindung anzugehören; aber natürlich nur so weit, als es sich verträgt mit seinem Berufe und den ihm aus diesem erwachsenden Pflichten. Ich habe hier noch nicht die ganze Frage nach Inhalt und Existenzberechtigung der akademischen Verbindungen aufzurollen; um im Rahmen der grundlegenden Erörterungen zu bleiben, stelle ich nur eine neue Frage auf: Was würde das preußische, bayrische, badische u. a. Kultusministerium sagen, wenn die Gymnasiallehrer Verbindungen gründeten, in denen sie sich verpflichten, ihren Aufgaben entgegenzuhandeln? Was hat die Hochschule zu tun, wenn sie weiß, es bestehen gewissermaßen unter ihrem Patronat Verbindungen, die durch ihre Vorurteilsfülle jeglichem rechten akademischen Sein ins Antlitz trotzen?

Die Wissenschaft ist parteilos, weil sie vorurteilslos ist, und aus demselben Grunde, aus dem es einem Dozenten untersagt sein muß, vom Katheder aus Propaganda für eine politische Partei zu machen, ist es dem Studenten und muß es dem Studenten verboten sein, in seiner Eigen-

schaft als Student sich an eine Partei zu binden. Sollte es daher studentische Verbindungen geben, welche ausgesprochen politische, d. i. studienfeindliche Tendenzen haben, so hat die Universität als Korporation nicht nur das Recht, sondern die heilige Pflicht, sie zu unterdrücken. Wir kommen darauf an einer anderen Stelle zurück.

Es muß betont werden, daß der Student auch der Politik gegenüber ein Lernender ist, aber das wenigstens auch mit aller Kraft sein muß. Das meiste soziale Elend kommt heute daher, daß es an einem sittlichen Halt allgemein fehlt, und die einstigen Akademiker sind dazu berufen, diesem Mangel abzuhelfen. In viele ärmliche Hütten und in viele vornehme Familien, in denen Unfriede und Verkümmerung herrschen, kommt der Arzt als der einzige freigebildete Gast. Welch eine Autorität er in vielen kleinen Familien hat, das kann jeder tüchtige Arzt bekunden. Er sollte sie anwenden nicht nur, um körperlich heilend, sondern auch moralisch gesundend zu wirken. Schmutz, Zank, Unzufriedenheit lassen sich oftmals durch ein ernstes Wort verbannen; für einen Trost, für eine gut gemeinte Mahnung hat schon mancher sein Leben lang gedankt. Aber die in diesem Sinne wirkenden Helfer sind leider recht selten. Zumal auf dem Lande, wo der Arzt in vieler Beziehung noch mächtiger ist als in der Stadt, weil die Konkurrenz weniger groß ist, könnte durch eine weitgehendere philosophisch soziale Bildung während der Universitätsjahre recht viel Segensreiches gewirkt werden. Ich weiß, daß solche Aufgaben, wie ethisch heilend einzugreifen, große Ansprüche an den schon so wie so überlasteten und dazu schlecht bezahlten Arzt stellen, aber die Möglichkeit ihrer Ausführung ist mir bestätigt worden. Daß in den meisten Fällen auch

der Mediziner heute nichts weiter will als Geld, das ist ein recht beklagenswerter Zustand, der eng zusammenhängt mit der Art, wie er seine Studentenjahre verbrachte, ob er nur Brot- und Butterstudent, oder ob er von der Flamme wirklichen Strebens erfüllt war.

An den Lehrer, den Pfarrer, den Richter werden die gleichen Ansprüche gestellt; je nach der Art ihres Berufes spezifizieren sich ihre sozialen Aufgaben; im einzelnen mag man sie sich selber ausmalen. So fordert selbst „das praktische Leben", auf welches mittelbar das akademische Studium vorbereitet, ein Aufgehen in dem reinen selbstlosen Lernen, eine Erweiterung des Blickes über die Grenzen sogenannter Berufsbildung hinaus. Neben Vorlesungen über Philosophie, Nationalökonomie und soziale Strömungen, Volksversammlungen und öffentlichen Vorträgen, die eine freiere soziale Bildung bewirken, dienen, um das gleiche zu erreichen, die Tageszeitungen. Sie sollte jeder studieren, zumal das nur wenige Minuten am Tage beansprucht.

Aber auch damit sind die Aufgaben des Studenten nicht erschöpft, gleichviel, ob mancher die Hände über dem Kopfe zusammenschlägt und beschließt, die Überlastungsfrage von neuem anzuregen. Kunst und Literatur der Gegenwart haben gleichfalls Ansprüche an den Akademiker. Man wird mir nicht gleich zustimmen, wenn ich sage, daß von dieser Seite ernste Gefahren für die Wissenschaften und damit für die Universitäten erwachsen. Wir leben offenbar in der Zeit eines literarischen und vielleicht auch künstlerischen Tiefstandes. Und wenn man auch nicht einstimmen will in laute Klagen über den „Impressionismus" auf beiden Gebieten, so muß man doch zugestehen, daß der Ernst

der Kunst abhanden gekommen ist. In pikanten Romanen wird der Geschmack des Publikums befriedigt, und die Reklame auch für die kümmerlichsten Machwerke unserer Zeit ist die Herrscherin, die unbedingte Autorität. Autorität! Das ist das richtige Wort in unserer autoritätslosen Zeit. Was „man" sagt, was „man" liest, was „man" schön findet, das findet jeder schön. An die Stelle einer einzigen höchsten Autorität ist ein ganzes Heer von „Mans" getreten. Die Fähigkeit, sich selbst einen Führer zu schaffen, ist unter Null gesunken, und man folgt willig den zweideutigen Gestalten im Reklamegewand. So wird in den Schmutz der modernen Literatur auch das Heiligste hinabgezogen, und man gewöhnt sich daran, es zu verspotten und zu belächeln.

Man hetzt gerade genug in Sensationsromanen gegen das Studentenleben, und es wäre Zeit, dagegen Front zu machen. Das einzige Mittel, diesem Unfug zu steuern, ist, daß der Akademiker, der in ernster Arbeit gelernt hat, das Wertvolle vom Wertlosen zu unterscheiden, auch auf dem Gebiete der Literatur und der Kunst sich frei mache und den Mut besäße, seine Freiheit zu bekennen: Lernen, akademisch lernen, heißt zur eigenen Überzeugung gelangen, gleichviel ob auf wissenschaftlichem, religiösem, politischem oder literarischem Gebiete. Dazu bedarf es einer gewissen Vertiefung auch in die Literatur der Gegenwart, nicht in dem Sinne, daß man alles liest, sondern indem man das, was man liest, prüft und seine eigene Überzeugung vertritt. Es ist natürlich sehr schwer zu sagen, woher hier auf literarischem Gebiete der Maßstab des Wertens genommen werden soll, doch ist so viel gewiß, daß man einen Maßstab und ein Urteil bekommt, wenn man sich eine Zeitlang in die Klassiker vertieft.

Sie sind dasjenige, über das die Geschichte bereits gerichtet hat; und es gibt keine gerechtere und unerbittlichere Richterin als die Geschichte. Die große Antipathie gegen die Klassiker, die oft ein nicht gerade segensreicher Erfolg der Gymnasialbildung ist, läßt viele zu keinem selbständigen Urteil kommen; der gesunde Mensch sollte aber auch diese Abneigung überwinden und sich als Mann frei machen von der Knechtschaft einiger Schulmeister. Manchem fehlt es als Student dazu in der Tat an Zeit, weil er sich keine Mühe gibt, seinen Tag richtig einzuteilen, und falschen Zielen nachjagt. Vor allem unter den Studierenden der Medizin findet man häufig Typen geistig unfreier, von dem Dilettantismus der Schule nicht loskommender Leute. Sie meinen, es sei geistreich, recht modern und nur modern zu sein, und doch ist es ein Zeichen von Geistesarmut, nur herumzutappen unter den ungeprüften Tageserscheinungen. Die angestrengte und in vielem geregelte Tätigkeit gerade dieser Studierenden berechtigt noch keineswegs zu dem Unterlassen, sich freizumachen von alten Vorurteilen. Das umgekehrte Extrem, nur Klassiker zu lesen, ist natürlich ebenso falsch und würde den hier aufgestellten Forderungen lebhaft widersprechen.

Es muß mit aller Dankbarkeit anerkannt werden, daß man allerseits dem Studenten entgegenkommt. Überall genießt er Preisermäßigungen in Vorträgen, in Theatern, Konzerten, Lesesälen. —

Es fragt sich, ob die hohen an den Studenten gestellten Anforderungen in der ihm dazu gegebenen Zeit erfüllt werden können: Vom Mediziner verlangt man heute fünf Jahre Studium, während bei den übrigen Disziplinen das Triennium als das Normale gilt. Die Frage, ob die

Zeit ausreicht, muß hier mit allem Nachdruck verneint werden. Ein fünfjähriges, mindestens vierjähriges Studium sollte unbedingt gefordert werden. Es ist eine Unmöglichkeit, in sechs Semestern auch nur annähernd dem gerecht zu werden, was man vom Studierten zu verlangen gezwungen ist, und es führt zum Banausentum, diese vor 30 Jahren bereits veraltete Einrichtung aufrecht erhalten zu wollen. Es sei hier nur erwähnt — auszuführen habe ich das später —, daß der Geldpunkt dabei gar keine Rolle oder wenigstens eine andere spielt, als man gewöhnlich zu glauben scheint. Entweder studiert man und entspricht den notwendigen Anforderungen der Universitäten, oder man studiert nicht. Ein Drittes gibt es hier nicht. Mit Opfern ist die Erreichung eines jeden Ideals verbunden, und nur ganz verschrobene Ansichten können dem Glauben Eingang verschaffen, als sei das beim Studieren anders. Daß eine gewisse Zeitbeschränkung, wenigstens für die unmittelbar zu erreichenden Dinge, den Anforderungen des Staatsexamens zu genügen, da sein muß, ist selbstverständlich, aber im allgemeinen sollte man weniger mit dem Zeit- als mit dem Leistungsmaß messen.

Mit dieser Forderung, die dem Vernünftigen einleuchten muß, ist ein Zustand lächerlich gemacht, der heutzutage trotz der Riesenanforderungen an den Studierenden besteht. Es ist der Unfug, das Militärjahr in die Studienzeit zu verlegen und das Dienstjahr als Studiensemester zu berechnen. Beides, das Studieren und das Dienen vereinigen zu wollen, offenbart entweder eine Unterschätzung der Aufgaben als Student, oder der Pflichten als Soldat, bezw. man stellt sich auf den hohen „sittlichen“ Standpunkt, ein pflichtvergessener Student resp. ein pflichtvergessener Soldat sein zu wollen. Die Mög-

lichkeit, die gegeben ist, Militärjahr und Studentenzeit zu vereinigen, ohne Gelegenheit suchen zu müssen, das Versäumte nachzuholen, sanktioniert einen offenbaren Betrug. Wer seine Militärzeit als Studiensemester innerhalb eines Trienniums angibt, lügt; und dieser oft auf das Ehrenwort genommenen Lüge sollte in gebührender Weise begegnet werden. Das Militärjahr gehört vor oder hinter die Studienzeit.

Das Recht, das sich der Staat nimmt, indem er eine Mindestzahl von Semestern vorschreibt, kommt ihm vollkommen zu und widerspricht dem akademischen Studium nicht; erst wenn Eltern daraus ein Maximalmaß machen, wird es zu einem gefährlichen Eingriff in akademische Rechte. Ein Maximalmaß gibt es für den ernsthaft studierenden Menschen überhaupt nicht; das muß man ihm selbst überlassen, natürlich mit den eventuellen Konsequenzen. Damit ist einem sinnlosen Ausdehnen der Studienzeit, ohne je Rechenschaft von seinem Können abgelegt zu haben, keineswegs das Wort geredet. Im Gegenteil ist der große Wert des Examens unbestritten; wir werden ihn kennen lernen bei der Lösung der Frage nach der zweckmäßigen Einrichtung, nach der Methode des Studiums, die neben die nach der Aufgabe und den Mitteln desselben treten muß.

2. Die Methode.

Wenn Schelling sagt, alle Regeln, die man dem Studierenden geben könne, faßten sich in die eine zusammen: „Lerne nur, um selbst zu schaffen," so hat er damit eigentlich alles gesagt, was von der Methode des Studierens zu sagen ist; denn man kann seinen Wunsch etwas deutlicher aussprechen: Lerne und suche nach einer

Methode, um selbst zu eigenem Schaffen dadurch zu gelangen! So verschiedenartig die Disziplinen sind, so verschiedenartig sind auch die ihnen angepaßten Methoden; und eine Generalmethode für alle zu geben, ist daher unmöglich, d. h. es kann kein Schema aufgestellt werden, nach dem man alle Wissenschaften studieren kann; aber damit ist nicht ausgeschlossen, daß für das Studieren selbst, das heißt für die Art der fruchtbaren Beschäftigung mit den Wissenschaften gewisse Richtpunkte gegeben werden könnten, daß die Verteilung des akademischen Studiums in Fach- und Allgemeinstudium nach gewissen Regeln zu handhaben sei. Das Fachstudium ist nur ein Teil der akademischen Arbeit, wenn auch vielleicht der Hauptteil; und eine Methode des akademischen Studiums gibt höchstens an, wie die einzelnen Teile einrangiert und harmonisch verknüpft werden sollen in den Zweck der Gesamtaufgaben. Doch eine solche Methode des Studiums überhaupt unterscheidet sich auch der Art nach von einer Methode einer Wissenschaft, und nicht nur dem Umfange des Objektes nach, auf das sie angewendet werden soll. Die Methoden der Einzelwissenschaften sind strenge Vorschriften, die eingehalten werden müssen, sie sind absolut und feststehend in bezug auf die Wissenschaft, für die sie erfunden wurden, und wer in dieser oder jener Wissenschaft zu Erkenntnissen fortschreiten will, muß sich ihnen unterwerfen. Die Methode des akademischen Studiums ist milder und mehr von der individuellen Gestaltungsfähigkeit abhängig, sie ist eher mit der Art, wie man die Methode einer Einzelwissenschaft zu erreichen sucht, als mit der, wie man in ihr fortschreitet, zu vergleichen. Während daher in der Methode der Wissenschaft befohlen wird, darf bei Auf-

stellung einer Methode des Studierens überhaupt nur vorgeschlagen und angeraten werden, mit mehr oder weniger Strenge und Nachdrücklichkeit. Nur einiges darf, als durch die Erfahrung unumstößlich Bewährtes, hingestellt werden:

Die ersten beiden Semester sollten allein dem Suchen gewidmet sein. Die akademische Lehrzeit ist nämlich jeder ihr vorangegangenen so gänzlich entgegengesetzt, daß der von der Schule Entlassene absolut gar keine Ahnung haben kann von dem, was er zu seinem Fachstudium machen will; er weiß überhaupt nicht, was studieren heißt. Von all denjenigen, die man als brauchbare Elemente der Hochschule bezeichnen kann, sind nur ganz wenige in dem Besitze eines ausgesprochenen Talentes, aber auch dieses äußert sich meist nur so, daß es ein allgemeines starkes Interesse für irgend etwas zeigt; wie sich dieses Etwas aber im Rahmen des akademischen Studiums ausnimmt und ob das fast nur geahnte Interessegefühl auch stark genug sein wird, sich den spanischen Stiefeln einer Fachmethode anzubequemen, ja, ob nicht etwa das, was der Betreffende z. B. als naturwissenschaftliches Interesse zu fühlen glaubt, auf der Universität ganz anders heißt, das weiß derjenige noch nicht, der erst studieren will. Auch für scheinbar Talentierte muß daher eine akademische Suchezeit gefordert werden, die vielleicht kürzer ist, als die derjenigen, die nur mit einem allgemeinen Wissensdurst zur Hochschule gehen.

Ich muß natürlich alle, wie überall, auch hier ausnehmen, die ohne die geringste Begabung und Neigung, etwas zu lernen, von den Eltern und Lehrern auf die Hochschule geschickt werden, teils aus dem albernen Dünkel, es sei „fein“, zu studieren, teils auch aus dem

Wunsche, sich durch ein Universitätsstudium Ämter zu erschleichen. Für solche gibt es natürlich keine Vorschriften, sie stehen unterhalb der Möglichkeit zu studieren und folglich auch mit Erfolg zu studieren. Wollte man es trotzdem versuchen, durch Vorschriften auch deren Universitätszeit fruchtbar zu machen, würde man zeigen, daß man den Sinn des Studierens nicht verstanden hat. Man würde eine Tantalusarbeit unternehmen, entweder aus Torheit, oder aus Lust, sich unnütz zu beschäftigen. Es gibt gewiß Leute genug, die, um zu spielen, klügeln, und nicht, um etwas zu erreichen. Die zu einem Berufe Unfähigen, sich gleichwohl aber danach Drängenden gehören zum Klassenproletariat, das sich überall einnistet. Der Grad der Vollkommenheit einer gewissen Berufsklasse ist zum guten Teil meßbar an dem Umfang und dem Einfluß, den diese unbrauchbare Masse in ihm einnimmt. Wo ein hoher Grad von Vollkommenheit erreicht ist, wird das Proletariat fast gänzlich unterdrückt werden und nur wenig Hoffnung haben, etwas zu erreichen. Auch in einem richtigen Universitätswesen wird es verkommen und untergehen.

Es bedarf dem Wesen und den Aufgaben der Hochschule entsprechend einer Zeit, in der der Studierende sich prüft, ob er Talente besitzt, und zu ergründen sucht, nach welcher Seite ihn diese ziehen; erst dann kann das Fachstudium mit Erfolg begonnen werden. Schleiermacher meinte deshalb, die ersten beiden Semester solle jedermann Philosophie studieren. Wenn auch nicht speziell das Studium der Philosophie, so sollte man fordern, daß diese beiden Semester vor allen Dingen der allgemeinen Bildung gewidmet seien. Wenn erst das bestimmte Ziel erkannt ist, dann tritt diese von selbst als-

bald stark in den Hintergrund: aber wer sie einmal so recht genossen und wirklich sich ihr hingegeben hat, wird sich immer, wenn auch nur auf wenige Minuten im Tage, zu ihr flüchten und sich vor hohler Einseitigkeit bewahren. Das „Umsatteln" in hohen Semestern ist im allgemeinen verpönt, weil es einen gewissen Wankelmut zeigt; es würde weniger oft vorkommen und weniger störend wirken, wenn man erst ruhig suchte, ehe man sich zu etwas Bestimmtem entscheidet. Weise Beschränkung ist das Resultat eines freien Suchens, Beschränktheit des Sichbestimmenlassens. Wenn man erst eine Zeitlang sich die Sache angesehen hat und zu einer gewissen Klarheit gekommen ist, dann hat man auch die Fähigkeit, einen Lehrer, den man schätzt und ehrt, mit Erfolg zu konsultieren; und der wird einem gern Auskunft erteilen. Gleich zu Beginn kann einem niemand raten, weil niemand, und am wenigsten der Fragende selbst, die Grundlagen kennt, auf dem sich so ein Ratschlag aufbauen soll. Schon um Fragen zu stellen, muß man eine gewisse Vorbildung haben, und die Größe der zu fordernden Vorbildung wächst mit der Wichtigkeit, die der zu beantwortenden Frage beigelegt wird. Die Entscheidung aber darüber, was man als Lebensaufgabe sich wählen soll, ist wichtig genug, erst recht sorgsam zu prüfen und zu suchen, ehe man einen Anlauf dazu nimmt. Es ist die erste Studienzeit, wenn die ganze Studienzeit fruchtbar sein soll, stets eine Zeit des Suchens, des Irrens, in der man allmählich die Kräfte findet, die man konzentrieren will.

Bei den großen geistigen Mitteln und Lockungen, welche die Universität dem Studenten bietet, ist natürlich die Gefahr der gänzlichen Zerstreuung immer da, und für den geistig Regsamen ganz besonders. Aber man

überschätzt doch im allgemeinen die Macht des aus einer gewissen Zerstreuung häufig erwachsenden Dilettantentumes, desjenigen, das aus zu großem Interesse entsteht. Man muß dagegen einwenden, daß der meiste Dilettantismus gerade aus der Einseitigkeit der Bildung, aus der zu starken, verfrühten Konzentration entspringt. Wer nie gelernt hat, zu erkennen, daß zu anderen Wissenschaften andere Methoden gehören, der pfuscht gerne mit der seiner Wissenschaft auch auf anderen Gebieten herum und bleibt Dilettant. Wie schon erwähnt, hat die Geschichte der Wissenschaften in den letzten Jahrzehnten hier ein glänzendes Beispiel in dem Verhältnis zwischen Philosophie und Naturwissenschaften aufzuweisen, das in markanter Weise in der Rede Rudolf Virchows „Freie Wissenschaft und freie Lehre“, wenn auch dort eigentlich nicht beabsichtigt, zutage tritt.

Gar bald wird das Herumirren auf den verschiedensten Wissensgebieten beendigt durch das sich nähernde Examen; und in dieser Eigenschaft besteht vor allen Dingen das wesentlich Gute an der so oft mit Unrecht verpönten Einrichtung von Prüfungen. Der Schrecken des Examens, so albern und schädlich er auf der Schule ist, so fruchtbar ist er auf der Universität. Nun heißt es mal, eine Zeitlang sich beschränken und methodisch arbeiten, und das ist dann eine gewisse Reinigung von allem Flatterhaften.

Ich rede hier natürlich von dem Examen, wie es allein der Universität eigen sein sollte, der Prüfung, ob der Studierende wissenschaftlichen Geist in sich aufgenommen hat und in seinem Fache Resultate verspricht oder nicht. Das bestandene Universitätsexamen soll dem Studierenden versichern, daß er imstande ist,

wissenschaftlich zu arbeiten, zu lernen und zu forschen. Das äußere Zeichen für das Bestandenhaben ist der Doktortitel, der ein heiliger Universitätstitel sein und bleiben sollte. Es leuchtet ein, daß die Art, wie das Examen gehandhabt wird, auf die Art direkt Einfluß hat, wie man sich unmittelbar darauf vorbereitet und auf das Zeitmaß, das man zu dieser Vorbereitung veranschlagt. Um das letztere zu erläutern, genügt es, festzustellen, daß, je höher die Ansprüche des Examens an den zu Prüfenden sind, um so mehr Zeit von ihm auf die Vorbereitung gebraucht werden wird, und daß mit den steigenden Ansprüchen die Unmöglichkeit wächst, sich in wenigen Wochen einzupauken. Die Art des Examens kann darin bestehen, daß der Ton mehr auf die positiven Kenntnisse, oder mehr auf methodische Schulung gelegt wird. In dieser Artverschiedenheit hat der Unterschied zwischen Staatsexamen und Universitätsexamen seine Wurzel. Dem Universitätsexamen gehört die Art an, auf die methodische Schulung des Prüflings zu sehen, die selbstverständlich mit einigen positiven Kenntnissen verknüpft sein muß, weil ohne diese jeglicher Sinn der Methodik wegfällt. Das Eigentümliche des Staatsexamens ist, auf das Maß erworbener positiver Kenntnisse das Gewicht zu legen, das den Kandidaten befähigt, einen Beruf, eine Staatsstellung einzunehmen, in der er diese Kenntnisse anzuwenden hat. Es prüft das Wissen, nicht die Fähigkeit, wissenschaftlich weiter zu arbeiten. Das Bestehen des Doktorexamens und das des Staatsexamens sind Ziele. Je nach der Wahl des einen oder des anderen eines dieser beiden Ziele bezw. beider Ziele, wird der methodische Einfluß auf die Arbeitszeit vor diesen Examina sein. Das Erreichenwollen der Ansprüche des Staatsexamens wird den

Studierenden veranlassen, mehr auswendig zu lernen, des Doktortitels, mehr zu forschen und in den Geist der Sache einzudringen. Ungleich höhere Ansprüche stellt von beiden Zielen natürlich das Doktorexamen, falls es — wie leider nicht unbedingt behauptet werden kann — sachgemäß eingerichtet wird. Mit einer gründlichen Vorbereitung auf dieses läßt sich darum auch ohne Schwierigkeit gewöhnlich die Vorbereitung auf das Staatsexamen verbinden, ja, sie ist als ein Teil in ihr enthalten, während umgekehrt die Vorbereitung auf ein Staatsexamen nicht die auf das Universitätsexamen einschließt.

Der prinzipielle Unterschied der beiden Examina ist zu oft verkannt und vertuscht worden, und damit ist vor allem die Achtung vor dem Doktorexamen außerordentlich gesunken. Denn es ist stets so, daß eher das Hohe zum Niedrigen herabgewürdigt wird, als daß das Hohe das Niedrige heraufzieht. Und das ist zwischen Staatsexamen und Doktorexamen geschehen. Das Doktorexamen ist an manchen Orten nur eine lächerliche Begleiterscheinung eines, sogar recht mäßigen, Staatsexamens. Es kann nicht laut genug die Möglichkeit beklagt werden, daß z. B. Juristen, die sich zum Referendarexamen haben einpauken lassen, mit ihrer Prüfungsarbeit noch flink den Doktor schinden, etwa so, daß man seine Prüfungsarbeit als Referendar in Straßburg und eine Kopie davon als Doktorarbeit in Würzburg einreicht. Mit derartiger Verkennung des Zweckes der beiden an sich grundverschiedenen Examina ist natürlich allgemeiner Verfall und Nichtachtung des Universitätsstudiums verbunden.

Mit der Hervorhebung des methodischen Wertes von Prüfungen ist alles übrige Diskutieren über Methode des akademischen Studiums überflüssig. Denn es erhellt, daß

nach einer gewissen Zeit des Irrens der rechte Weg gefunden werden muß, wenn überhaupt Fähigkeit und Kraft, akademisch zu arbeiten, da ist, und daß gerade die Universität dazu alle Möglichkeiten in sich schließt. In den Abschlußprüfungen ist ein Mittel geschaffen, das zwecklose Freiheit vernichten muß, um die wahre zweckmäßige akademische Freiheit zu schützen. Auch die beschränkte Freiheit wird nicht drückend wirken, wenn man sie wirklich vollkommen ausnutzt. Kuno Fischer dürfte recht haben, wenn er sagt: „Wer die Wissenschaft um ihrer selbst willen studiert, lernt gewiß auch so viel als er für die gewöhnlichen Zwecke braucht, und es hat darum keine Not mit der Prüfung, die ihn erwartet.“

Einen für das akademische Studium direkt schädlichen Mißbrauch der Examina haben wir schon in der Vertuschung des Unterschiedes zwischen Staats- und Universitätsprüfung kennen gelernt. Doch sind aus der Vernachlässigung dieser prinzipiellen Unterschiede auch Konsequenzen gezogen worden, deren schädliche Wirkungen für das wahre Studieren weniger unmittelbar einleuchten. Ich will deren zwei hier beleuchten, weil sie ein gewisses Aufsehen erregt haben.

In neuester Zeit machen die technischen Hochschulen auch den Anspruch, den Doktortitel verleihen zu dürfen, und mit vollkommenem Recht, wenn sie dem Wesen nach den Universitäten gleichen, wenn sie zunächst wissenschaftliche Anstalten sind. Wenn sie aber ihre Aufgabe damit für erschöpft halten, technische Fertigkeit zu verleihen, dann ist der Anspruch Arroganz. Man hat mit Recht betont, daß man für einen tüchtigen Ingenieur oder Baumeister andere Titel wählen kann, als denjenigen, der die rein wissenschaftliche Qualifikation bezeichnet.

Der zweite Punkt, der hier hervorgehoben werden soll, ist ein Vorschlag, der für das Privatdozententum gemacht und von bedeutenden Gelehrten unterstützt wurde. Es ist angeregt worden, man solle von den Privatdozenten das Staatsexamen verlangen, um ihnen event. eine Flucht zu einer Anstellung im praktischen Leben zu sichern. Der Privatdozent wünscht durch seine Habilitation die Berechtigung erreicht zu haben, zu lehren, er will denjenigen akademischen Bürgern künftig angehören, deren Aufgabe ist, zu lehren, zu lernen und zu forschen. Was hat das mit dem Staatsexamen zu tun, wo positive, nach einem bestimmten Zweck bemessene, stehende Kenntnisse erfordert werden? Es wäre diese Anordnung eine Vergewaltigung der Wissenschaft, selbst wenn sie aus humanen Absichten geschähe. Heute ist es so, daß der zukünftige Universitätslehrer seine Promotion absolviert und die venia legendi durch wissenschaftliche Arbeiten erwirbt. Das Staatsexamen kann er machen, wenn er Lust dazu hat, oder wenn er fürchtet, als Privatdozent zu verhungern. Wer der Wissenschaft zuliebe eine Zeitlang mal ein wenig knapp lebt, der bringt meines Erachtens ein würdiges Opfer; man soll diese Opferfreudigkeit nicht gesetzlich unterdrücken. In dem idealen Zuge, der in unserem Privatdozententum liegt, da ist die unversiegliche Quelle des deutschen Idealismus.

Durch das Gebot, jeder müsse das Staatsexamen machen, wird natürlich für eine lange Zeit die Art des Studiums befohlen, was unter Umständen der gewählten Wissenschaftsrichtung äußerst hinderlich ist. Denn das Staatsexamen verlangt Kenntnisse in Fächern, die vielleicht gänzlich außerhalb des Interessenkreises dessen liegen, der sich speziell in ein Fach einarbeitet und seine

ganzen Kräfte braucht, um in diesem sein Ziel zu erreichen. Wer sich für ein bestimmtes Fach entschieden hat, weiß, wie außerordentlich dieses die ganze Zeit beschlagnahmt. Es würde eine Zurückdämmung des Erkenntnisflusses sein, wollte man gewaltsam die emsigen Arbeiter zu anderen Dingen abrufen. Das Privatdozententum ist das Glied der Kette zwischen Studenten- und Professorentum. Es ist der Nachschub aus der Lehrlingsschaft zur Meisterschaft, und insofern interessiert jeder Angriff auf dasselbe das Studententum als Ganzes unmittelbar, weil es mittelbar mit angegriffen ist.

Das akademische Studium ist der Kernpunkt des studentischen Seins, es ist dasjenige, worauf alles übrige eigentlich abzielt. Das Leben des Studenten ist dadurch bestimmt, es muß sich ihm und seinem erhabenen Zwecke angliedern und anpassen. Es ist das Fleisch und die Schale, in der dieser Kern ruht.

V. Das akademische Leben.

Th. Vischer. Das akademische Leben und die Gymnastik. 1845.
Eduard Zeller. Die Universität als Erziehungsanstalt.
— Die Universitätsdisziplin und das gesellige Leben der Studierenden. (1846.)
(Siehe auch die Einleitung.)

Bunt und frei wie das Studium, ist auch das Leben des Studenten; ist es doch eng verwebt mit demselben und wo die Verhältnisse geregelt sind, durchwebt und durchzogen von ihm. Man kann sagen, das geistige Sein ist das „Eigentliche" und das Leben die „Form", in der für den Draußenstehenden dieses „Eigentliche" als „Eigenartiges" erscheint. Die eigene freie geistige Arbeit unterscheidet sich von jeder anderen Arbeit dadurch, daß sie nicht in starre Formen gepreßt werden kann, sie ist mehr als jede andere Tätigkeit von dem Wohlbefinden, der Stimmung des Individuums abhängig und erfordert mehr Abwechslung, häufigere Wiedergeburt der Kräfte, als alle anderen Beschäftigungen. Man hat bisher keinen Normalarbeitstag erfunden für die wissenschaftlichen Arbeiter, für die rein rezeptive und produktive Tätigkeit.

Die Studentenzeit nun ist die Periode der inneren Gärung, Jahre, in denen man vieles aufnimmt und vieles wieder abgibt, in der sich erst der Untergrund, der wissenschaftliche Charakter bildet; es ist die Zeit, in der die Laune noch eine große Rolle spielt. Zudem ist es eben

der Abschnitt des Lebens, in dem auch der sinnliche Mensch noch am meisten Ansprüche macht. Erst nach und nach soll sich und wird sich, unter der Voraussetzung, daß ein guter Kern da ist, die sittliche, die erzieherische Kraft der Wissensausbildung Bahn brechen. Man darf nie vergessen, wenn man das Studentenleben betrachtet, daß man es mit wirklichen Menschen zu tun hat, und zwar mit werdenden Menschen, die sich vollkommen selbst überlassen sind; es sind absolut keine Geistespuppen, aus irgend einer anderen Welt geboren, es sind Menschen, in denen allerdings der geistige Trieb, zunächst vielleicht nur als unbestimmtes Gefühl der Kraft, stark sein soll, von denen man die feste Zuversicht haben kann und muß, daß sie das rein Sinnliche überwinden und durchgeistigen werden. Man muß erwarten können, daß sie später einmal nicht zu den Menschen gehören, „die auf dem Strome ohne Ziel in der Mitte treiben", die willenlose Glieder der Kette von Ursachen und Wirkungen, sondern, daß es die Auserlesenen sind, die ihr Schifflein einmal selbständig leiten und an deren Kahn sich mancher Schwache anhängen kann, die als Persönlichkeiten selbst Ketten von starkem Stahl schmieden helfen. Man darf nicht vergessen, daß es sinnliche Menschen sind in der Fülle körperlicher Kraft und muß ihnen deshalb mancherlei zugute halten, was andere nicht tun, weil sie es einfach nicht können. Der junge Kaufmann, der Offizier, sind abhängig von ihren Vorgesetzten und von der Gesellschaft; das ist der Student eben nicht, weil er keines von beiden kennt. Die Abhängigkeit des Kaufmanns und Offiziers ist in gewisser Weise eine Unfreiheit, ein Ersatz für die aus freier Überzeugung geschaffene, aus innerer Sittlichkeit entspringende Unterwürfigkeit unter Sitte und

Gesetz, und wenn er artig und sittsam ist, dann ist er das eben, weil es ihm der unmittelbare Vorteil gebietet. Der Student ist frei und muß sich selbst bestimmen, und aus dieser Freiheit, die er zu genießen und, ihrem Zwecke entsprechend, zu gebrauchen erst lernen muß, entspringt manches Verkehrte und Eigenartige, zu dem einfachen grauen Gewande unserer Zeit nicht so recht Passende. Vielleicht ist das echte fröhliche groteske Studentenleben noch das einzig Bunte in dem eintönigen satten Bilde des 20. Jahrhunderts, es ist ein Faktor, der herausfällt aus dem Leierkastengeist, dabei nichts künstlich Gemachtes, sondern etwas Ursprüngliches, das sich seine Ursprünglichkeit bewahrt hat mitten in einer alles nivellierenden Zeit.

Wenn man behauptet, es fehle dem 20. Jahrhundert an der bunten Vielgestaltigkeit, wenn Nietzsche von der „Trübsinnigkeit der Tracht" spricht, so wird damit nicht geleugnet, daß die Versuche häufig seien, auf unnatürliche Weise etwas Buntes an sein Uniformgewand anzuheften, ja daß diese Uniform selbst bunt sein könne. Es fehlt die Tiefe der Originalität und der Persönlichkeit in der Kunst des täglichen Lebens und in der Literatur. Es fehlt jene sanfte, aus tiefen Wurzeln erwachsende Nuancierung der Griechen und die natürliche Lebhaftigkeit der Römer. Man hat mit Recht als Beispiel der Uniformierung die Frauenkleidung gewählt, die, im Gegensatz zu früheren Zeiten, lediglich dem utilistischen Zweck entsprechend gestaltet werden soll. Der utilistische Zweck — das ist das uniformierende Prinzip unserer Zeit, das als Schema über alles, tägliches Leben, Kunst und Wissenschaft sich erstreckt. In anderen Zeiten gab es eine Fülle von Prinzipien, wie z. B. in der weib-

lichen Kleidung das der Anmut und Würde. Die Uniformierung unserer Tage besteht in der Unterordnung aller Zwecke unter den einen, den utilistischen. Das Studentenleben scheint der einzige Teil der modernen Gesellschaft zu sein, der sich eine Vielheit der Zwecke bewahrt hat, und deshalb vom Automatenmenschen heute für gänzlich zwecklos gehalten wird. —

Wie alles seine Grenzen hat, so hat sie natürlich auch die Eigentümlichkeit des Studentenlebens; das Maß, mit dem es gemessen werden muß, trägt es in sich selbst, es ist der Zweck seines Vorhandenseins; dieser Zweck ist das Studium, ist die Ausbildung dem Wesen der Universitäten entsprechend. Nur in Zeiten, wo dieser Zweck, diese einzige Bestimmung, von den Universitätsangehörigen vergessen wurde, ist das Studentenleben ins Rohe und Brutale ausgeartet, oder es hat das Ansehen des Lächerlichen und Blödsinnigen bekommen; nur dort, wo dem Einzelnen der Sinn für seine höhere Bestimmung fehlte, ist er verkommen und verkümmert. Wie die Aufgaben und die äußere Form der Universitäten sich in den Jahrhunderten ihres Bestehens fortwährend ändern, so hat sich selbstverständlich auch das studentische Leben umgestalten müssen. Wo man, dem Wesen der Geschichte zuwider, an dem starren Sein gehangen hat, ist notwendig ein krasser, nicht zu verstehender und nicht zu billigender Gegensatz mit dem Geiste der Zeit und dem Geiste der Hochschulen erzielt worden. Ein freches, jeder Sitte ins Gesicht trotzendes Leben ist niemals berechtigt gewesen und wird es niemals sein; in Zeiten, wo es allgemein existierte, da fehlte auch der Ernst und das geistige Streben. Philander von Sittewald hat darüber vor nun fast 300 Jahren laut geklagt; vor 100 Jahren hat

Fichte seinen Mahnruf dawider ertönen lassen. Der eine hat geklagt und gehöhnt, der andere hat gescholten und ist gescheitert an seiner Zeit; vielleicht kommt bald einmal ein Dritter, der mit der Faust in das Morsche und Faule hineinschlägt.

Strich für Strich ein Bild zu malen von dem sonderbaren Leben des Studenten, ist ganz unmöglich. Es ist zu kompliziert und umfangreich und wegen der individuellen Art, die sich in ihm offenbart, immer nur für ganz wenige passend; endlich würde es auch für den Draußenstehenden ganz uninteressant und unverständlich sein. Einige Dinge zu beleuchten und herauszuheben aus dem Ganzen, muß genügen, um es in seinen Grundzügen kennen zu lernen. Man könnte dazu einfach auf die Lieder verweisen, in denen der Student sich selbst besingt; aber Lieder sind für den Kritiker im allgemeinen nur ein recht unbrauchbares Material. Der Mensch idealisiert zu gerne, und das hängt mit der Eigenart des Menschengeschlechts zusammen, daß es sich leichter an die schönen, als an die bösen Eindrücke erinnert und, in dieser Erinnerung schwelgend, sich auch über die Reste des Traurigen hinwegtäuscht. Einer Wirkung dieser Täuschung verdanken unzählige Lieder ihre Entstehung. Anerkannt ist die merkwürdige psychologische Tatsache der optimistischen Selbsttäuschung als eine häufige Erscheinung im Alter, wo sie sogar aus dem Pessimismus ihren Ursprung nimmt. Wir werden später sehen, daß auf dieser Eigenart das Bestehen vieler gänzlich veralteter studentischer Einrichtungen beruht, die bei einem gesunden Realismus längst abgeschafft wären.

Wenn ich sage, ich wolle gewisse Seiten des Studentenlebens beleuchten, so sind das natürlich die-

jenigen, mit denen er in einem gewissen Kontrast zu der außerakademischen Welt steht; das andere läßt sich so nebenbei abmachen. Da fällt mir im Anschlusse an das, was von dem einförmigen Gewande unserer Zeit gesagt wurde, das Wort „Mode“ ein, und daran läßt sich recht hübsch anknüpfen.

1. Die akademische Jugend und die Mode.

Jugend und Mode! Das paßt so recht zusammen, wenn man unter Mode die neue Mode, das Moderne versteht. In beiden liegt der Fortschritt und in beiden das Bestreben, aufzufallen. Es ist das bei der Jugend etwas durchaus Gesundes: die neuesten Kragen und Schlipse, der neueste Schnitt, sind typische Beispiele für den Gegensatz zum Alten, Starren, Gleichförmigen. Daß diese Sucht zum Neuen krankhaft ausarten kann, ist selbstverständlich, wenn der Geist fehlt, der schon über der Sache steht, wenn nichts anderes da ist als Äußerliches und das Moderne zum Zwang und zur Sklavenkette wird. Dann hat es aber auch das eigentlich Typische verloren. Wenn man z. B. ganze Verbindungen in dem gleich gearbeiteten Anzuge, mit dem gleichen Spazierstock, mit den gleich gefärbten Stiefeln herumlaufen sieht, da hat man den scharfen Kontrast zwischen Jugend und Karikatur der Jugend, zwischen Freiheit und Nivellierung, zwischen Originalität und Uniformierung. Die neue Mode ist ein Sich-Auflehnen gegen das, was jeder macht; insofern hat sie etwas gemein mit dem gänzlich Unmodernen, mit den Leuten, welche sich sagen: was Mode ist, das ist mir gleichgültig, ich kleide mich, wie es mir paßt. So berühren sich die Extreme: der flott und patent Gekleidete

geht mit dem überaus einfach Gekleideten zusammen, wenn beide aus eigenem Willen handeln. Die gleichen psychologischen Momente, der Wunsch, zu opponieren und aufzufallen, liegt auch dem Brauch, farbige Mützen zu tragen, zugrunde. Durch die bunte Kappe hebt sich der Studio ab von der großen, ihrem Gewerbe und Gewinn nachjagenden Menge, er trägt seine Freiheit und Unabhängigkeit zur Schau. Das als Albernheit zu bezeichnen, scheint mir in vieler Beziehung von gänzlichem Unverständnis für Jugend und Studententum zu zeugen. Wenn man den guten frischen Kern erkennen kann, den inneren Zusammenhang mit dem wahren Wesen der Studentenzeit, dann wird man auch die üppigen Studentenaufzüge als einen Ausbruch jugendlicher Fröhlichkeit und Kraft ansehen. Der Stolz, mit dem so ein Chargierter durch die Straßen reitet, ist dann das gleiche Gefühl, mit dem ein junger Leutnant seine Kompagnie zur Wache führt, mit dem der Radfahrer an der langsam sich vorwärtsbewegenden Menge vorbeisaust, mit dem der Automobilist seinen vielen verhaßten Sport treibt. Wenn aber solche Maskeraden übertrieben werden und den Anschein gewinnen, als seien sie, Mode und dergl., der eigentliche Lebenszweck, dann verliert die Sache ihre Existenzberechtigung. Wenn die Mode zum Zwang, Mütze und Band zum „Muß“ werden, dann ist allerdings die Zeit da, ordentlich auszukehren und vor allen Dingen die jungen Kommilitonen zu warnen vor der schlechten Gesellschaft. Dann schleichen sich alsbald soviel Tyrannen ein, daß von der goldenen akademischen Freiheit nichts mehr übrig bleibt als eine hohle, dumme Phrase.

Die eben besprochenen Eigenartigkeiten des studentischen Lebens entspringen in letzter Instanz aus dem

geselligen Triebe im Menschen, der sicherlich ein Zeichen von Gesundheit und Lebensfrische ist. Geselligkeit ist notwendig, weil sie fürs Leben erzieht und, wenn sie zur wahren Freundschaft führt, den Blick erweitert. Ein gemeinsames Streben ist ein Arbeiten mit doppelter Kraft; im Gespräche kommt man auf neue Gedanken, man verliert die Einseitigkeit. Sich von jeder Geselligkeit abzuschließen, ist meist ein Zeichen von Egoismus und Selbstüberschätzung. Natürlich ist das Bedürfnis nach Verkehr bei dem einen stärker, als bei dem anderen; der eine ist zufrieden mit einem Freunde, der andere braucht eine ganze Menge; der eine will Erholung, der andere sucht neue Anregung im Verkehr. Auch in der Art, wie er sich seine Freunde auswählt, ist der Student gänzlich verschieden von anderen Menschen. Auch hier macht sich seine eigentümliche Freiheit geltend. Er kennt im Grunde keine Standesunterschiede, wie sie das soziale Leben anderen vorschreibt, und braucht sie nicht zu kennen, weil er keinem Stande angehört. Sich zu einem besonderen Stande bekennen zu müssen, ist ja heute noch eine große Beschränkung individueller Freiheit, weil unser Gesellschaftsbann noch in keiner Weise gebrochen ist, sondern den Kastengeist noch recht lebhaft kultiviert. Der Beamte ist nicht nur in seinen Arbeiten, sondern selbst in seinem Verkehr gewissermaßen kontrolliert, eine Kontrolle, die zu nicht geringen Gegensätzen innerhalb des deutschen Volkes geführt hat und schuld ist an manchem Zustand, der die deutsche Einheit doch ziemlich in Frage stellt. Von der einen Seite wird gegen diesen Kastengeist mit aller Energie gekämpft, doch scheint es, als käme man einer gewissen Gleichheit nicht viel näher. Es ist sicherlich eine Notwendigkeit, daß Unterschiede

zwischen den einzelnen Menschheitsgruppen bestehen, aber diese Unterschiede sollten mehr dem natürlichen Gefühl, als dem Zwange entspringen. Zwischen Milieu- und Standesinteressen sollte ein Unterschied anerkannt werden; die ersteren werden immer bestehen und müssen sein, solange an einen Fortschritt der Menschenentwicklung geglaubt wird, die letzteren werden in einer aufgeklärten Zeit zugrunde gehen. Die stetige Gewinnung einer immer größeren Menge für ein besseres höheres Milieu, das, künstlerisch und geistig vornehm, einer Idee, einem Ideale der Menschen sich nähert, kann man intensive Ausdehnung der Kultur nennen im Gegensatz zu der extensiven, die neue Ideen in das Bereich der menschlichen Arbeitssphäre hineinzieht. Die frühzeitige Gewöhnung eines Menschen in ein ästhetisch und geistig freieres Milieu hat das natürliche Gefühl der Unvereinbarkeit mit einem anderen Milieu zur unmittelbaren Folge. Milieu und Stand decken sich nun absolut nicht immer, obwohl sie zeitweise identisch sein können; die Dauer der Gewöhnung an einen bestimmten Stand, an eine vorgeschriebene Beschäftigung hat da mehr zu sagen, als diese Beschäftigung an sich. Vor allem spricht das Lebensalter in der Milieufrage ein ernstes Wort und von ihm aus kann die Lösung derselben nur begonnen werden. Die Tatsache, daß von einer bestimmten Altersgrenze ab die Entwicklung des gewöhnlichen Durchschnittsmenschen in einer durch die Vorjahre bestimmt angegebenen Richtung weitergeht und den Menschen zur Gewinnung in ein besseres Milieu unfähig macht, trägt in sich die Berechtigung, Milieuunterschiede zu machen. Es folgt, daß einer Standesunterscheidung aus Milieurücksichten keineswegs, einer Standesunterscheidung nur aus Standes-

rücksichten alle sittlichen Vorwürfe gemacht werden können.

Wie gesagt, kennt der Student seinem Wesen nach nichts von den Standesunterschieden, erst dort, wo er dem politischen und sozialen Leben und seinen Verirrungen ohne eigene Prüfung nachgibt bezw. es nachäfft, beginnt eine allgemeine Fäulnis und Zersetzung der Vorurteilsfreiheit, die die Grundlage aller wissenschaftlichen Betätigung ist. Wie Schlingpflanzen erdrücken dann die Schmarotzer den freien echten Geist der Harmlosigkeit und der Ideale. Die großen sozialen, politischen, religiösen Unterschiede, die da draußen im weiten Rahmen des Großgetriebes nebeneinander bestehen können, nehmen sich lächerlich aus in dem kleinen Rahmen der Universität. Es verhält sich da so wie mit den Kunstgemälden und den Gemälden der großen Natur. Ein farbenreicher Sonnenuntergang mit all den grellen und den scharfen Kontrasten ist etwas Erhabenes, während die gleich starken Farben in einem engen Rahmen unnatürlich erscheinen, und es in der Tat sind. Man hört so oft bei schönen Farbenspielen der Natur die Redensart: wenn das jemand malte, würde man ihn für verrückt halten. Das ist, wörtlich genommen, ganz richtig. Wenn jemand die großen Farbenkontraste, die im Rahmen eines durch den Horizont begrenzten Bildes die Grenze des Wundersamen oftmals weit überschreiten, ohne richtige proportionelle Abtönung auf der Leinwand wiedergibt, erreicht er beim Beschauer allerdings nur ein spöttisches Lächeln.

Daß die Gegensätze des sozialen Wirrwarrs, von dem das Studentenleben ein Teil ist, gänzlich in ihm verblaßt sind, ist kaum zu erwarten. Aber in seiner Bestimmung

liegt es, sie der Möglichkeit nach verschwinden zu lassen und der Freiheit, unter der es allein einen Sinn hat, die größte Herrschaft zu überlassen. Das akademische Leben, wenn es gesund ist, schafft sich seine Ideale selbst; ist es krank, dann pumpt es sie aus anderen Gebieten, muß dafür natürlich auch das nötige Honorar bezahlen.

In den Studentenverbindungen waren vorzeiten Ideale das die einzelnen Verbindende, und nach dem einzelnen Werte und Willen schieden sich die Gruppen und besaßen darin ihren Wert und ihre Existenzberechtigung. Sie förderten den Sinn der Hochschulen, ihre wissenschaftlichen und nationalen Aufgaben. Es gab Jahrzehnte, in denen sie gewissermaßen eine zweite Kontrolle für die Tauglichkeit zum Studenten überhaupt ausübten, indem sie die Begeisterungsfähigkeit zur Bedingung der Aufnahme machten, und dadurch waren sie ein Schutz vor verpöntem Strebertum. Heute ist das in vieler Beziehung anders geworden. Ein fremdartiger Starrsinn hat sich in den studierenden Kreisen geltend gemacht. Während in gesunden Zeiten das Neue, das Kecke, das Fortschreitende so recht das Element der Studentenverbindungen war, hat sich ihrer jetzt ein Götzendienst, ein Totenkult bemächtigt. Hier zeigt sich so recht die Macht der Geschichte. Sie drängt zur stetigen Neugestaltung und Neubelebung, und wo ihr nicht nachgegeben wird, da nimmt sie die Keule und schlägt die alten Formen in Trümmern, daß die Scherben krachen. Wer sich an die alten Dinge klammert, die vor 100 Jahren einmal frisch waren, dem geht es so, wie dem „Mann im Syrerland“. Die einstmaligen Tendenzen unendlich vieler Korporationen sind verwest, doch pflegt man noch immer die Asche, die

Mumien, statt Neues, aus dem Alten Erwachsenes, eindringen zu lassen und frisch weiter zu gestalten, wie es die einstigen alten Burschen getan haben. Und wo man die völlige Unhaltbarkeit des Alten sieht, da hat man zum Teil nicht den Mut, aus eigner Kraft Neues an seine Stelle zu setzen, sondern bettelt bei den Nachbarn. So kommt es, daß in vielen Studentenverbindungen heute der Antisemitismus blüht; man hetzt und eifert, weniger mit Worten als mit der Tat, gegen deutsche Bürger, denen man im allgemeinen politischen Leben nicht die Gleichberechtigung zuerkennen will. Nur weil man es draußen im praktischen Leben tut, wo man gewöhnlich nicht denkt, wo sich, wenn es vernünftig ist, dennoch nur ausnahmsweise ein Denkender zeigt, wo man dem Mammon und dem Interesse, aber nicht dem nachjagt, was im wahren Studentenleben als erstrebenswert gilt. Die Nachäfferei solcher Dinge im Studentenleben, in dem Vorurteilslosigkeit die erste Forderung ist, macht sich allmählich recht unbequem geltend; im einzelnen kann das erst später ausgeführt werden; hier seien nur alle Gesunden gewarnt vor solchen krankhaften Erscheinungen im Studentenleben. Wer mit ihnen in engste Berührung kommt, trägt bald an sich den Stempel geistigen und moralischen Todes.

Neben solchen trostlosen Instituten gibt es auch heute noch recht viele Verbindungen mit gesunden und freien Tendenzen, echt studentischen Idealen und manche, die sich zu wirklichen studentischen Verbindungen von neuem entwickeln. Es bedarf von Zeit zu Zeit einer Wiedergeburt, wenn der frische Geist neuer Jahrhunderte zum Leben und Wirken kommen soll. Man darf heutzutage die Hoffnung hegen, daß wir einer allgemeinen Neubelebung des Studententums entgegengehen, die manchen

wie Reaktion auszusehen scheint; es fragt sich nur, ob die Keime zur Entfaltung kommen, ob sie nicht unterdrückt werden durch so vielerlei, was ihnen feindlich und schädlich ist. Es emanzipieren sich immer mehr von dem nivellierenden Verbindungsleben und, während früher der Nichtinkorporierte recht herzlich verachtet wurde, erringt er sich jetzt im allgemeinen das höhere Ansehen. Bei dem starken geselligen Triebe, der in der deutschen Jugend steckt, wird es ja nie zu einer völligen Auflösung jeglicher Verbindungen kommen, aber man kann hoffen, daß die alten, geist- und körpertötenden Korporationen allmählich verschwinden werden, um neueren Platz zu machen. Die allgemeine Finkenschaftsbewegung, die, wie alles jugendlich Stürmische, noch ungeklärt ist, aber doch eine verbindungsfeindliche Tendenz nicht verhehlen kann, wird gewiß schließlich mit neuen Verbindungen enden. Nur die größte Kurzsichtigkeit und Verständnislosigkeit kann ihr darum ihren Wert absprechen, der im wesentlichen darin besteht, den alten Unrat zu beseitigen, das Studentenleben im Sinne des 20. Jahrhunderts neu zu beleben. Es soll modern werden in dem Sinne, daß der wirklichen Neuheit Eingang verschafft wird. Dadurch erhält und behält es den Charakter der Jugend, die in ihren gesunden Zeiten Eigentümlichkeiten mit dem Modernen gemeinsam hat. Die Mode, ein Zeichen und ein Produkt der geselligen Triebe im Menschen, ist eine Art des unpersönlichen Verkehres und leitet zu dem persönlichen über. Von diesem Gesichtspunkte aus konnte der Gedanke, von Jugend und Mode zu sprechen, leicht dahinführen, den Verkehr des Studenten zu beleuchten, sein geselliges Leben.

Der Verkehr mit seinen Verbindungsbrüdern ist natür-

lich keineswegs die einzige, sondern nur eine Möglichkeit, sein Bedürfnis nach Geselligkeit zu befriedigen. In den weitesten Kreisen kann der Student sich Eingang verschaffen, und im allgemeinen wird ihm die Gleichberechtigung mit Beamten, Offizieren u. s. w. ohne weiteres zugestanden. Ja er genießt insofern einen Vorzug, als man an ihn meist weniger hohe gesellschaftliche Ansprüche stellt, weil man in ihm noch einen Werdenden sieht, in dem auch, was den äußeren Schliff anbelangt, noch manches anders werden wird. Es darf leider nicht unerwähnt gelassen werden, daß viele Stände, viele Familien keine Berührung mit dem Studentenleben suchen, im Gegenteil, sie ängstlich meiden. Das Wort „Student" hat für viele etwas an Unsittlichkeit, Roheit und Verführung Erinnerndes, und wohl nicht ohne allen Grund.

Viel diskutiert ist das Verhältnis zwischen Student und Professor, und man hat nicht davor zurückgeschreckt, von hier aus den Professorenstand anzugreifen und ihm starke Vorwürfe zu machen. Es scheint mir deshalb von Wert, auf diesen Punkt besonders einmal die Betrachtung zu lenken.

2. Professor und Student.

Der Professor ist akademischer Lehrer, der Student akademischer Schüler, das sagt zunächst, daß das Verhältnis beider zueinander nicht schlechthin das des Lehrers zum Schüler, sondern, daß es ein akademisches Verhältnis von Lehrer und Schüler ist. Alles, was akademisch heißt, muß auf den einzigen Zweck der Universitäten hinzielen, der nur erreicht werden kann im Reiche vollkommener Lehr-, Lern- und Lebensfreiheit,

die sich gleichmäßig, wenn auch in modifiziertem Sinne, auf alle akademischen Bürger, also auch auf die Professoren, erstrecken muß. Der Professor hat die Wissenschaft zu vermehren, indem er lehrt und forscht; durch die wechselseitige Beziehung von Lehre und Forschung befruchtet er seinen an den Studierenden zu erteilenden Unterricht und benutzt, um diesen zu erteilen, die ihm zu Gebote stehenden akademischen Mittel. Mit der möglichst zweckentsprechenden Lehre an den Studenten ist seine Aufgabe diesem gegenüber völlig erschöpft. Die sittliche Reife muß der Studierende durch die ernste Beschäftigung mit der Wissenschaft sich erringen. Es hat Zeiten gegeben, in denen stürmisch gefordert wurde, daß die Studenten auch unter dem erzieherischen Einflusse ihrer Dozenten stehen sollten. Besonders Fichte hat über die unpersönliche Beziehung zwischen Student und Professor gescholten und in ihrem Bestehen ein Zeichen des Verfalles gesehen. Nun wirkte Fichte in einer Zeit, wo wirklich die heilige sittliche Kraft der Wissenschaft nicht wirksam genug sein konnte, wo sie nicht einmal die Gelegenheit hatte zu wirken, geschweige denn ihre ganze Macht zu zeigen. Ein recht wüstes Treiben auf den Hochschulen hat dem pflichtgemäß denkenden Philosophen zu seinen pessimistischen Anschauungen über den Wert des freien Studentenlebens gebracht und ihm zum Teil die äußerste Strenge gegen dies Treiben geboten, als er selbst Rektor der Berliner Universität war. Die damaligen Zeiten waren nicht dazu angetan, den richtigen Geist der Wissenschaft wirken zu lassen. Es war die Zeit eines allgemeinen geistigen Tiefstandes, die Jahrzehnten höchsten Kraftaufwandes gefolgt waren. Wie häufig in kulturgeschichtlichen Dar-

stellungen des 19. Jahrhunderts betont, haben sich dann erst andere gebundene Kräfte freigemacht und die wissenschaftlichen Keime darniedergehalten, bis sie zu einer um so kräftigeren Entfaltung reif waren. Die sittliche Kraft der Wissenschaft ist das einzige Mittel in freien Universitäten, pädagogisch einzuwirken. Gewinnen für die Idee der Wissenschaft, für das reine selbstlose Streben, heißt auf eine höhere sittliche Vollkommenheitsstufe heben. Das Mittel zu diesem Zweck ist allein eine Persönlichkeit, die durch das Unpersönliche, mit dem sie die Wissenschaft betreibt, ein Beispiel sein muß, das viele sich an ihr nehmen. Andere Mittel anzuwenden, darf man vom Dozenten nicht verlangen; es würde dem Sinne der freien Hochschulen gänzlich widersprechen. Frei soll der Bursche sein und werden als Akademiker, w e r d e n, nicht gemacht werden. Freigemacht werden kann man nur von äußerem Zwang, den inneren, die Tyrannei des Tieres im Menschen, kann man nur selber stürzen.

Die Lebensjahre, in denen man heute auf die Hochschule zieht, sind die der lebhaftesten Opposition gegen jede äußere Autorität, die sich mutwillig aufdrängen will. Man hat nach 12jähriger Schulzeit genug der Schulmeisterei, und wo man die Absicht merkt, sie fortzusetzen, wird man verstimmt. Eine um so größere, zurzeit leider oft versäumte Arbeit liegt damit auf den Schultern derer, die den Studenten zur Hochschule vorbereiten, und ein um so härterer Vorwurf trifft sie, wenn sie jemanden zur Universität gehen lassen, der nicht so reif ist, daß er an sich weiterarbeiten kann. Aus der Fähigkeit und dem Streben, die akademische Freiheit in dem rechten Sinne zu benutzen, wird sich auch das ergeben, was

hinter aller Wissenschaft steht, gewissermaßen ihr Hintergrund ist, sittlicher Ernst. Man kann hier den Einwurf machen, daß es viele Gelehrte gäbe, patentierte Vertreter der Wissenschaft, denen der höhere sittliche Wert nicht zugesprochen werden könne. Es ist das kein vernichtender Einwurf, sondern im Gegenteil ein bestätigendes Moment, wenn auch die Feststellung der bedauerlichen Tatsache, daß es selbst dauernde Besitzer der akademischen Freiheit gibt, die nie gelernt haben, sie mit Freiheit zu genießen.

Gerade das Unpersönliche in der Wissenschaft hat ihr in Deutschland die hohe Entwicklung verschafft, die über jegliche Schranke erhaben ist. Der Professor erblickt im Studenten zunächst nur einen Jünger der Wissenschaft und muß von jeglicher persönlichen Beziehung, die seine Objektivität in der Behandlung desselben in Frage stellen könnte, absehen. Eine persönliche Beziehung kann sich im Grunde nur an diese unpersönliche Bewertung anknüpfen. Der Professor lernt durch die gemeinsame Arbeit mit dem Studenten alsbald seine Pappenheimer kennen, und wenn er einen tüchtigen Studierenden, der durchdrungen vom Geiste der Wissenschaft und mit allen Gaben ausgestattet ist, für würdig erachtet, mit ihm in persönlichen Verkehr zu treten, so ist das eine freiwillige Ehrung, die er seinem Schüler zuteil werden läßt. Es kann nicht genug betont werden, daß in engeren Beziehungen zwischen Professor und Student stets eine Ehrung des letzteren liegt, und meist eine Last für den Dozenten. Denn wie weit auch der Student fortgeschritten sein mag, es bleibt doch immer eine unübersteigliche Kluft zwischen seinem Wissen und dem seines Professors, und man muß bedenken, daß persönlicher Verkehr

einem stark arbeitenden Manne immer eine gewisse Last sein wird.

Wie stark von jeher das Bewußtsein von dem ursprünglich unpersönlichen Verkehr zwischen Student und Dozent ist, das beweisen die verschiedenen Arten, in denen die Studenten ihrem Wohlgefallen oder Mißfallen dem Professor gegenüber rücksichtslos Ausdruck geben, im Trampeln und Scharren. Intimer ist, wie wir sahen, das Verhältnis schon in den Seminaren, wo diese Gebräuche denn auch gänzlich verschwunden sind, wo man durch eigene Einwürfe seine Meinung zum Ausdruck bringen kann, wo man im allgemeinen den Professor durch Sicherheben ehrt. Mit der unpersönlichen Art, in der auf unseren Hochschulen die Wissenschaft fortgepflanzt wird, schwindet auch jeder persönliche Dank gegen den Dozenten. Er tut nichts, als seine Pflicht, wenn er lehrt, und dafür wird er von jedem einzelnen bezahlt.

Aus der Fiktion, man habe auch persönliche Verpflichtungen gegen den Professor, oder der Professor gegen den Studenten, ist mancher Irrtum entstanden. Es hat sich unter anderen an sie die Diskussion über die Kolleggelder geknüpft, die wir hier beiseite lassen wollen. Bei den Studenten hat sich teilweise z. B. der Glauben eingebürgert, als müsse man „anstandshalber“ eine Vorlesung bei einem Dozenten belegen d. h. bezahlen, wenn man die Erlaubnis hat, seine Gratisvorlesung zu hören. Gesellschaftliche Verpflichtungen und Beziehungen gibt es im Prinzip nicht zwischen Professor und Student; sie sind, als Notwendigkeit anerkannt, eher ein Schaden als ein Nutzen.

Daß sich oft *freiwillige* persönliche Beziehungen

geknüpft haben, ist stets ein Segen gewesen, hauptsächlich, wenn sie aus den unpersönlichen hervorgingen. So entstehen die großen Schulen in der Wissenschaft, die Jahrzehnte lang in der gleichen Richtung arbeiten und für die planmäßige Ausgestaltung von Systemen stets fördernd gewesen sind. Auch über solche Schulen kann man ja billigen Spott und Hohn ergießen, indem man sie „Kliquen" heißt.

„Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabene in den Staub zu ziehn."

Leute, die sich brüsten, nie einer „Klique" angehört zu haben, erinnern sehr oft an die Fabel vom Fuchs und den Trauben und haben es häufig recht schwer, durch ihre Arbeiten zu beweisen, daß sie über einen Dilettantismus hinausgekommen sind und überhaupt die Fähigkeit hatten, sich für eine wissenschaftliche Partei zu entscheiden. Unter dem Einfluß eines hervorragenden, anerkannten Gelehrten gestanden zu haben und von ihm durch persönliches Vertrauen geehrt worden zu sein, ist sicherlich für das ganze Leben eine fruchtbare Erinnerung, die nicht durch das Schmähen anderer ertötet wird.

Die enthusiasmierten Eiferer gegen „Kliquen" sind es auch meist, die gegen den berühmten „Geheimratstitel" alle Mittel ins Feld führen, ihn für höchst unsittlich und verderblich halten, indem sie ihm selbst dadurch eine Wichtigkeit beilegen, die vielleicht ein Besitzer dieses äußeren Anstrichs gar nicht fühlt. Ich meine, einem echten deutschen Professor hat diese kleine Ehrung seitens der Regierung noch nie geschadet; daß sie schädlich wirken und vor allem das Verhältnis zwischen Professor

und Student beeinträchtigen, eventuell auch die wahre Lehrfreiheit verkürzen kann, das ist sicherlich richtig, aber es liegt das nicht im Wesen der Sache; unsere hervorragendsten Dozenten auf allen Gebieten der Wissenschaft haben gezeigt, daß sie diesen Titel mit der richtigen Würde und Würdigung zu tragen und zu ertragen vermögen. —

Im allgemeinen wird man berechtigt sein, zu sagen, daß der Verkehr, der gesellschaftliche Umgang, mag er nun in bezug auf geistigen Gehalt hohe oder nur geringe Ansprüche stellen, einen Teil der für das Leben notwendigen Erholungen bildet, wie ja jede Abwechslung, wenn sie auch geistige Kraft beansprucht, in gewissem Sinne eine Neubelebung ist. Das Leben streng einzuteilen zwischen Arbeit und Erholung, ist nicht so recht möglich; in vieler Beziehung geht beides ineinander über; geistig arbeitende Menschen arbeiten eigentlich den ganzen Tag, denn der Trieb zu lernen bestimmt auch die Beschäftigung in den Stunden, in denen die spezielle Facharbeit ruht. Man könnte andrerseits wieder die sogenannte Erholung in einem Kapitel „Verkehr" unterbringen, denn es gibt doch eigentlich nur ungemein wenige Vergnügungen, die der Mensch gänzlich allein genießt und noch weniger Menschen, die die im stillen zu genießenden Vergnügungen wirklich ganz allein genießen können. „Geteilte Freude ist doppelte Freude," das gilt als Motto für das menschliche Froh- und Heitersein. Trotzdem will ich, selbst auf die Gefahr hin, mir den Vorwurf, nicht streng logisch eingeteilt zu haben, machen zu müssen, noch besonders von dem Erholungsgenuß des Studenten reden, nachdem ich von dem „Verkehr" gesprochen.

3. Der Erholungsgenuß.

Arbeit und Erholung haben das gemein, daß sie dem Menschen Befriedigung verschaffen, wenn er sie gern auf sich nimmt. Eine Arbeit, die gegen den Willen erzwungen werden muß, ist Sklavenarbeit, und in ihr verbirgt sich die Unzufriedenheit; Erholung aus Gesundheitsrücksichten, Ausruhen, weil man nicht arbeiten darf, resp. nicht kann, obwohl man will, erregt die gleichen bitteren Gefühle. Arbeit und Erholung unterscheiden sich als Extreme dadurch, daß das erstere ein planmäßiges Fortwirken ist und postuliert, die letztere aber mehr der Stimmung, dem Zufall freien Lauf läßt, während das Objekt, was beiden zugrunde liegt, nicht spezifisch unterschieden sein braucht. So ist das Lesen eines Romanes für den Kunstkritiker unter Umständen Arbeit, für den Liebhaber Erholung u. s. w. Die Arbeitsmethode ist bei dem wissenschaftlichen Arbeiter im wesentlichen forschend, untersuchend, die Erholungen mehr betrachtend. Beide Arten menschlichen Tuns stehen ferner in dem Gegensatz, daß die geistige Arbeit den Körper vernachlässigt, ihn nicht zu seinem Rechte kommen läßt, die Erholung selbst des in der Wissenschaft Lebenden dagegen den körperlichen Bedürfnissen gerechter wird, ohne ihnen allerdings gänzlich die Herrschaft zu lassen. Das Vergnügen des geistigen, des menschlichen Menschen ist „durchgeistigter sinnlicher Genuß“, und es ließen sich die einzelnen Vergnügungssorten rubrizieren nach dem Maße geistigen oder sinnlichen Gehaltes in geistig-sinnliche und sinnlich-geistige Genüsse.

Theater und Konzerte gehören entschieden zu den geistig-sinnlichen Genüssen des Lebens. Sie regen die

Phantasie, das Gefühl im Menschen, an, sie erheben ihn in ein Land der Träume. Und es ist nicht die Musik und das Bühnenspiel allein, die belebend und erhebend wirken, sondern auch, und nicht zum wenigsten, die ganze Umgebung, in der man sich befindet. Die vielen Menschen erinnern einen daran, daß es auch noch jemanden anderen gibt als den Herrn „Ich". Sie regen an zu Studien und Betrachtungen. Es knüpft sich ein soziales Band, man fühlt sich wie eingewebt in ein großes schönes Kunstwerk. Es gibt viele Einsame, die nur ins Theater gehen, um Menschen zu sehen und unter ihnen zu sein; vom Gigerl bis zum Professor, vom Arbeiter bis zum höchstgestellten Beamten — alle Klassen sind hier vertreten und bieten in ihrer Buntheit viel Stoff zu witzigen und tiefsinnigen Reflexionen. Es gibt andere Leute, welche in der Musik Vergessenheit und Ruhe finden, die von neuem geboren werden aus einem Meere von Tönen, denen ein Konzertabend ein Leben ist. Ähnlich ist es mit der Wirkung der Kunst in Galerien und Museen, die für jeden anderen Wert haben und jeden in anderer Weise anregen kann.

Dem Wandern durch die Schönheiten menschlicher Kraft ist in jeder Weise das Streifen durch die Natur an die Seite zu stellen. Berg und Tal — das sollte die zweite Heimat des freien Studenten sein. Die weite erhabene Gottesnatur sollte ihn immer von neuem hinausrufen. Mit dem Wanderstab, dem Rucksack auf dem Rücken und ein paar Groschen in der Börse, damit kommt man durch die ganze Welt. Herz und Sinn erweitern sich und ein Stück Gottheit wandert in einen hinein, wenn der kühle Morgenwind um die Schläfe weht und die Lerche den Wandersmann in der Luft begleitet, wenn

der Frieden noch über der halb schlafenden Erde liegt, jener kalte Frieden, aus dem warmes neues Leben zu erwachen verspricht. Es ist recht schade, daß die Fußtouren immer seltener werden. Die Eisenbahnen sind daran am wenigsten schuld, sondern mehr die allgemeine Laschheit und die Sucht, raffinierte Vergnügungen sich zu verschaffen. Das Reisen ist noch immer billig, wenn man es nur recht versteht und nicht zu viel hat. Die Leute sind noch ebenso gefällig und freundlich, wie sie vor 100 Jahren gewesen sein sollen, aber der Student ist unfreundlicher geworden, weil er anspruchsvoller ist. Die Zeit des allgemeinen Wanderns war die der Ideale und in gewissem Sinne der Genügsamkeit. Heute wandert auch der Handwerker nicht mehr: er sieht nichts von der Welt und von anderen Leuten, die sich ihren Bissen Brot erarbeiten müssen; er bleibt zu Hause und verzehrt seine Kräfte. Einstmals war es das Heimweh, was den Gesellen wieder in die väterliche Stadt trieb, wenn er das Leben da draußen gesehen und in all seiner Rauheit kennen gelernt hatte. Er zog durch das Stadttor mit der Freude und Zufriedenheit im Herzen, winkte ihm auch nur ein bescheidenes Leben, mit Mühe und Arbeit verbunden, dort, wo er die Kinderjahre verbrachte. Eine lebendige Predigt war das Wandern für den Handwerker. Das ernste Wort: „sei zufrieden" lag ihr zugrunde, und der Prediger war das Leben selbst. Das Wandern ist so recht eine Beschäftigung des freien Menschen. „Auf den Bergen ist Freiheit."

Die alten Lieder vom „wandernden Bursch" und vom „Wirtstöchterlein" klingen heute wie Parodien, wie die Märchen, welche beginnen mit den schlichten Worten: „es war einmal", wenn sie nicht eine weniger harmlose

Sprache sprechen und zu ernsten Anklagen werden. Ein Trauergesang der Natur ertönt aus ihnen, dem Singen einer Verlassenen gleich, die der Geliebte verstoßen. Dieser Geliebte ist die Menschheit. Die Eltern sollten die Wanderlust ihrer Söhne in der Jugend recht sehr nähren. Die Touren sind eine recht heilsame Ablenkung von recht schädlichen Dingen. Das Sich-Ausarbeiten ist eine unbedingte Notwendigkeit für den Menschen, der in der Fülle jugendlicher Kraft steht.

Ein Ersatz für diesen nun einmal im Schwinden begriffenen Genuß ist der Sport. Er hat seine guten und sehr schwachen Seiten, wie vieles. Er reizt leicht zu Zeitvergeudung, aber mit Vernunft betrieben ist er ein kräftiges Heilmittel. Theodor Vischer hat mal in einem herrlichen kleinen Aufsatz den Segen gymnastischer Übungen gepriesen. „Unser Körper ist uns davongelaufen,“ sagt er, „während unser Geist in Amts- und Studierstuben lernte.“ Das Turnen, das Eislaufen, Reiten, Fechten, Jagen und vielerlei anderes gibt es, woran man seine Kraft erproben kann. Erdmann forderte sogar von der Universität, daß sie den Sport unterstütze. Es geschieht dies heute vielfach. Der Sport, d. h. nicht der sportsmäßige Sport, sollte Tendenz mancher Verbindung sein. Das wären gesunde Tendenzen und eine gewisse Arbeitsteilung.

Ein neues Turnspiel unserer Zeit hat noch einen ganz besonderen Wert, das ist das Tennisspiel; es bietet fast die einzige Gelegenheit für den jungen Menschen, mit dem weiblichen Element in geselligen Verkehr zu treten. Deshalb sollte das Tennisspiel vor allen Dingen den Stempel des Ästhetischen tragen. Das rohe sinnlose Sich-Gebaren in Gegenwart von jungen Damen macht

einen recht widerwärtigen Eindruck, es ist die Karikatur des schönen, leichten, lustigen Spieles. Es ist ein Zeichen, daß jede Poesie so ganz abhanden gekommen ist. Poesie und Phantasie sind Eigenschaften jugendlicher Völker; und so predigt das prosaische Treiben unserer Zeit eine recht ernste Predigt. Sollte nicht auch die starke Emanzipation der vornehmen jungen Damen, der sittlich hochstehenden Kreise, ein Zeichen eines gewissen Verfalls sein? E. M. Arndt bezeichnete vor hundert Jahren das deutsche Volk als jugendliches. Würde er das wohl heute mit demselben Rechte tun können?

Die Poesie im Verkehr mit dem Weibe ist zum guten Teil entschwunden. Aus dem feinen, geistig sinnlichen Genuß ist sinnliche Brutalität geworden. Einst war die Studentenliebe etwas Heiliges und etwas Typisches. „Küssen ist keine Sünd" hat man in dem goldenen Zeitalter der Universitäten aus frischem Herzen gesungen und es danach gehalten. Auch heute singt der Student noch:

Wer des Weibes weiblichen Sinn nicht ehrt,
Der hält auch Freiheit und Freund nicht wert.

Aber in den Kneipen, in denen die Worte am lautesten gebrüllt werden, wird der Sinn am wenigsten verstanden. Wir stehen hier an der Grenze eines dunklen Gebietes, wir berühren hier eine Krankheit, die sich in der Form eines Geschwüres immer mehr erweitert und weithin ansteckend wirkt, doch müssen wir das hier übergehen; denn die hier nur angedeuteten Zustände nur einigermaßen zu beleuchten, bedarf es großer Ausführlichkeit. Das Klagen und Moralisieren hat hier, wie nirgends, einen Sinn. Begreifen ist die erste Voraussetzung zum bessern,

nicht nur das Wissen vom Vorhandensein gewisser Zustände, sondern auch das vom Grunde ihres Bestehens. In vielen Dingen des sozialen Lebens muß man sich auf Grund der gegebenen Verhältnisse oft ein gewisses Maß von Mißstand gefallen lassen; es in richtiger Weise einzuschränken, ist die Aufgabe dessen, der versucht zu bessern. Ich gestehe frei, daß an vielem der Student selbst am wenigsten schuld ist, daß in manchem, was einigen Moralisten sündhaft erscheint, keine Sünde vernünftigerweise erkannt werden kann. Doch, wie gesagt, zur Beleuchtung dieses Teiles des Studentenlebens ist große Ausführlichkeit unbedingt notwendig. Denn durch bloße Andeutungen nützt man nichts, ja man begibt sich in die Gefahr, sich selbst sogar von Nicht-Philistern unberechtigte Vorwürfe zuzuziehen, denen man vorbeugen kann durch sachliche Erörterungen. Hier muß ich auf sie verzichten. —

Auch das Kommersieren, der Besuch von Kaffeehäusern, das Singen und Jodeln beim Glase Bier ist, wenn nicht übertrieben und in den Vordergrund gedrängt, eine Vergnügungsgattung, die der Jugend gut ansteht. Es sind das die s i n n l i c h - g e i s t i g e n Vergnügungen. Gewiß sind sie nah an der Grenze des Rein-Sinnlichen, doch braucht diese Grenze nicht überschritten zu werden, wenigstens nicht dauernd und aus Prinzip. Es muß auch da die heilige studentische Freiheit unangetastet bleiben. Leider wird sie sehr oft unterdrückt, und zwar nicht von außen, sondern von innen, von dem „freien" Studenten selbst. Man zwingt durch einen veralteten Komment sich gegenseitig zum übermäßigen Trinken, selbst auf die Gefahr hin, daß man sich sein bißchen Verstand ruiniert. Es gibt Verbindungen, in denen den akademischen Auf-

gaben zum Trotz das Saufen als einziger Zweck kultiviert wird, wo man trinken muß, nur um zu trinken; und nicht nach dem studentischen Werte wird dort ausgewählt, sondern nach dem Quantum sinnlicher Genußfähigkeit. Die wissenschaftliche Tatsache, daß der übermäßige Alkohol im höchsten Maße schädlich ist, wird einfach ignoriert, die Voraussetzung des studentischen Lebens verkannt und das Selbstbestimmungsrecht des einzelnen gewaltsam unterdrückt. Daß es in solchen Saufvereinen nicht beim übermäßigen Trinken bleibt, sondern daß sich bald andere tierische Genüsse als Erfordernisse zum Eintritt resp. als die Folgeerscheinung desselben geltend machen werden, darf nicht verwundern. Wie schon öfters betont, liegt in dem echten deutschen Verbindungsleben etwas außerordentlich Schönes, aber die Ausartungen desselben bringen nicht unbedenkliche Schäden mit sich. Das zu preisende Studentenverbindungsgetriebe hat, wie wir vielleicht später einmal sehen werden, einen außerordentlich starken pädagogischen Sinn, der für viele Kommilitonen ein Ersatz für mancherlei ist. Dort, wo von den „Einzelerscheinungen" im studentischen Leben die Rede ist, wird in dem Kapitel „Studentenverbindungen" auch eine Stellung zur Mensur- und Duellfrage genommen und der kritische Maßstab auch an die Einrichtungen gelegt werden, die heute dazu dienen, sogenannte Ehrenhändel auszutragen. Es wird dies natürlich, wie alles, nur im Rahmen des Universitätslebens betrachtet werden können, um die Frage nach einer einzigmöglichen Stellungnahme zur Mensur- und Duellfrage unter Studenten zu lösen. —

Das ganze Leben des Studenten muß frei und leicht sein und in sich die Kraft tragen, sich stets neu umzu-

gestalten, sonst wird es steif und tot. In dem freiesten deutschen Studentenleben liegt manche Gefahr für den einzelnen, aber für die Gesamtheit ist es ein Segen und man sollte alles tun, die Gefahr zu beseitigen, die aus gewissen Einrichtungen dieser Freiheit droht. Das Recht und die Pflicht, die Freiheit wie ein Kleinod zu hüten, geht aus dem Wesen der Universität unmittelbar hervor; sie braucht sich nicht davor zu scheuen, Zustände gewaltsam zu unterdrücken, die sich mit dem Reklameschild: „Akademische Freiheit" anpreisen, nur um die akademische Freiheit zu stören. —

4. Vom Studentenwechsel.

Drei Forderungen müssen an den zur Hochschule Ziehenden gestellt werden. Er muß besitzen: Begabung, Erziehung, d. i. Fähigkeit zur Selbsterziehung, Geld. Fehlt eins von diesen drei Dingen, dann ist die Studentenzeit gänzlich verfehlt. Von den Resultaten, welche erzielt werden, wenn man einen Sohn zur Universität entläßt, ohne daß er die geringste Begabung und das damit verbundene Streben, etwas zu lernen, hat, ist genug gesprochen. Auch von der notwendigen Selbstzucht ist andeutungsweise schon geredet, um ein Kapitel „Vorbereitung" anschließen zu können. Obgleich ebenso wichtig wie alles andere, wird die Geldfrage gewöhnlich recht oberflächlich und prinzipienlos behandelt, oft vor der Entscheidung, ob der Sohn studieren kann oder nicht, gar nicht einmal aufgeworfen.

Die hohen, an den Studenten zu stellenden Anforderungen, um seinem Sein die Existenzberechtigung zuzu-

sprechen und das damit verbundene Leben als junger, in der Blüte der Kraft stehender Mann erfordern in der Tat eine recht große Menge des leidigen Geldes; und man muß sich klar darüber sein, daß dies in keinem Verhältnis steht zu dem, was er als Schüler im Elternhaus verbrauchte. Das Leben eines Alleinstehenden ist recht teuer und gewöhnlich ist für ihn trotz genügender Mittel nur dürftig gesorgt. Die Macht der Gewohnheit wird dabei äußerst stark geltend. Im Hause aß man an einem sauber gedeckten Tisch von Porzellan und Silber. Wenn man aus der Schule kam, war alles bereit und man brauchte sich nur hinzusetzen. Zu Hause wohnte man bequem, es wurde dafür gesorgt, daß man seine Arbeiten in Ruhe machen konnte. Morgens war der Kaffee fertig und womöglich schon abgekühlt, wenn man die Zeit verschlafen hatte und sich beeilen mußte. Im Studentenleben wird das alles auf einmal ganz anders. Man muß heute lange nach einer bequemen, nicht allzu teueren Bude suchen, und vollkommen genügt sie den Ansprüchen, die man von Hause her zu machen gewohnt ist, nie. Kann man einem Durchschnittsmenschen, der 17, 18, 19 Jahre gewohnt gewesen, anständig zu leben, zumuten, daß er nun mit einem Male in einem mehr oder minder guten Stall haust? Ich denke nein. Das Mittagessen wird meist in einem Restaurant genommen. Da sitzt man mitten in Rauch und Lärm und bekommt auch für ein gutes Geld kein Essen, das mit der guten Hausmannskost zu vergleichen wäre. Man muß froh sein, wenn man auf einigermaßen erträglichem Geschirr serviert erhält und das Tischzeug nicht allzu schmutzig ist. Daß man da nach dem Besten sucht und zurückscheut vor Kneipen, in denen man vom nackten Tisch

inmitten einer recht gemischten Gesellschaft ißt, das ist doch eigentlich recht begreiflich. Der Mensch ist ein Gewohnheitstier und der Student ist auch ein Mensch, folglich ebenso beherrscht von der Gewohnheit. Und es muß die Forderung gestellt werden, den Sohn pekuniär so zu stellen, daß er wenigstens einigermaßen sein äußeres Leben so einrichten kann, wie er es bisher gewohnt war. Ich sage einigermaßen; etwas Einschränkung dem Studium zuliebe darf man schon verlangen.

Wenn im Durchschnitt gefordert werden muß, daß man nicht den Anspruch erhebt, der Student müsse von nun an sich aller Gewohnheiten entschlagen und ein dürftiges Leben führen, so muß in gewissen Fällen direkt verlangt werden, daß der Student ein üppigeres Leben führe, als daheim. Durch das Studium bereitet man sich im allgemeinen auf den Eintritt in die höheren Gesellschaftsschichten vor. Und da in diesen viele Ansprüche an das Benehmen des neuen Eindringlings gestellt werden, so ist es mindestens ratsam, früh zu lernen, diesen Ansprüchen gerecht zu werden. Viele halten den sogenannten gesellschaftlichen Schliff für etwas Überflüssiges. In vieler Hinsicht mögen sie da recht haben, hauptsächlich dort, wo es sich um leere Formalitäten handelt; doch gibt es auch schöne Formen, die ein Zeichen sind von dem ästhetischen Sinne der Menschen. Der gesellschaftliche Verkehr kultiviert diese Formen und legt auf sie einen hohen Wert. Ich habe keineswegs vor, irgend einen Verächter unserer gesellschaftlichen Veranstaltungen zu bekehren und ihn zum Verehrer derselben zu machen; ich kann nur die Tatsache konstatieren, daß man an den Neuling in der Gesellschaft Ansprüche macht; wer ihnen zu genügen weiß, ist der große Mann. Hinter-

her kann er sie ja verspotten und vernachlässigen, aber es ist ratsam, daß er sie zunächst einmal gelernt hat. Das Essen mit den Fingern oder mit dem Messer ist in den meisten vornehmen Familien nicht gerade sehr beliebt, und wer es tut, setzt sich leicht dem Spotte und der Verachtung aus und das schadet ihm unter Umständen sehr, jedenfalls immer mehr, als wenn er zuviel von Förmlichkeiten angenommen hat.

Ich will das an einer kleinen wahren, recht lehrreichen Geschichte erläutern:

Ein junger Theologe hatte einen Freitisch zweimal wöchentlich bei einem Medizinalrat. Sein Patron war ein liebenswürdiger älterer Herr, der nur die recht unangenehme Eigenschaft besaß, die Wahrheit zu sagen, dort, wo er von ihr Besserung erwartete. Die Hausfrau sorgte mit aller Liebe für den stets sehr hungrigen Studio. Unser junger Freund hatte bisher stets in kümmerlichen Kneipen gegessen, seine Eltern waren auch einfache Arbeiterleute und es fehlte ihm gänzlich an Umgangsformen. Er kam mit schmutzigen Fingern zu Tisch, aß mit dem Messer, drehte Kügelchen aus den Brotresten u. s. w., was alles den Herrn Medizinalrat nicht gerade sehr erfreute, zumalen er Kinder hatte, die allmählich anfingen, die neu eingeführten Gebräuche, weil sie eben recht bequem waren, nachzumachen. Und so kamen denn Tag für Tag so einige Bemerkungen als Mittagswürze auf den Tisch von der Art: „Ach, Sie Ärmster, haben wohl Trauer, weil Sie schwarze Ränder an den Fingern haben?“ bis der Herr Theologe all die Unsitten abgelegt hatte. Daß so etwas sehr verdrießend wirkt, wußte er und wußte der Hausherr ganz genau. — Nach Jahren ist der Herr Pfarrer zu dem alten Arzte

gekommen und hat ihm recht herzlich gedankt für die gesalzenen Bemerkungen. „Mutter,“ so hatte er mal in einer gräflichen Familie, wo er Hauslehrer war, den einen Sohn sagen hören, „das ist der erste Hauslehrer, der nicht mit dem Messer ißt.“ Sein gutes Beispiel, selbst bei den einfachsten Verrichtungen des Tages, hatte ihm die Achtung seiner Zöglinge erworben, und die Folge davon war, daß er lange seine einträgliche Stellung behielt und von dort weiter empfohlen wurde. Dafür dankte heute der einstige Theologe dem Arzte seines Benehmens. —

Es sollten Eltern, die ihre Söhne studieren lassen, sich diese kleine Geschichte zu Herzen nehmen und den Sohn anhalten, in guter Gesellschaft zu speisen und sich zu bewegen und eher einmal über seine Gewohnheiten zu leben, um das neue Leben, in das er hinein will, kennen zu lernen. Hat man sich einmal das Notwendigste angelernt, dann ist keine Gefahr mehr vorhanden. Darin kann man dem Verbindungsleben einen Wert nicht absprechen. Die jungen Leute schließen sich zusammen und bereiten sich für die höhere Gesellschaft vor; es fragt sich nur, ob heute in diesen Verbindungen dieses Gut nicht zu teuer erkauft wird. Es ist daran zu erinnern, daß unser Lehrerstand seine außergesellschaftliche Stellung zum großen Teil dem Umstand verdankt, daß die akademischen Jahre nicht in genügender Weise dazu benutzt wurden, sich gesellschaftlich abzuschleifen.

Zudem wird der Mensch kleinlich in kleinen Verhältnissen, und das beeinträchtigt direkt seinen akademischen Zweck. Das akademische Leben kostet viel Geld, ein „Zuwenig“ schadet unter Umständen mehr als ein „Zuviel“. Die gesundheitlichen Schäden, die aus einem

zu kargen Leben in der Hauptentwicklungszeit entstehen, sind nicht zu unterschätzen. Die große Nervosität vieler Studierter ist damit in engem Zusammenhang. Außerdem ist es eine längst beobachtete Tatsache, daß derjenige, der nun doch einmal nicht genug hat, um zu studieren, sein bißchen Geld leichter für anderes Unnützes vertut, als derjenige, der genügend hat. Anstatt in seinem billigen, dumpfen, zum Arbeiten gänzlich ungeeigneten Zimmer zu sitzen, steckt man den ganzen Tag im Café. Kollegs werden nicht belegt, weil das zu teuer ist. So lebt man zwar als Student, aber nicht als studierender Student. J. E. Erdmann sagt ganz richtig: „Wie ein vernünftiger Mensch nicht Kinder erzeugen soll, wenn er nicht imstande ist, sie zu ernähren, ebenso soll er sie nicht zum Studieren erziehen, wenn er nicht imstande ist, ihnen ein jährliches Einkommen zu sichern, mit welchem sie so, wie es der Begriff des Studenten fordert, leben können."

Ich will versuchen, einmal festzustellen, wie hoch dieses Einkommen im Monat und Semester sein muß. Man hat sich daran gewöhnt, vom „Wechsel" des Studenten zu sprechen; man versteht darunter das bare Geld, das der Student von Hause aus erhält, um seine notwendigen Ausgaben für Essen, Trinken und Wohnung, sowie die kleinen Erholungsgenüsse zu machen. Kleider, Kolleggelder, Reisen, Krankheitsfälle, Bücher und Instrumente gehören nicht dazu. Der notwendige, der Normalwechsel, ist unabhängig von der Stadt, in der man studiert und soll unabhängig davon sein; denn der Student muß dort studieren können, wohin ihn sein Interesse zieht und nicht nur dort, wo es billig ist. Er wird an dem einen Orte vielleicht mal etwas mehr aus-

geben, als an einem anderen, das muß sich dann wieder ausgleichen. Das Entgegenkommen der meisten Geschäftsleute ermöglicht es, sich nach der Decke zu strecken und eventuell in einem kommenden Semester, wo man weniger gebraucht, das Wenige nachzuzahlen.

Eine einfache, helle, ruhige „Bude“ kostet im Durchschnitt 25—30 M. Es gibt Städte, wo man schon für 20 M. ganz hübsch wohnen kann. Innerhalb der angebotenen „Buden“ werden die einzelnen auch wieder nach verschiedenen Maximen wählen. So verträgt der eine Lärm, der andere nicht. Der eine rechnet darauf, daß er gewöhnlich nur abends zu Hause ist, weil er am Tage in Laboratorien und Instituten zu tun hat; der andere muß sich am Tage darin aufhalten und arbeiten. — Den Morgenkaffee besorgt die Wirtin und verlangt dafür 20—25 Pfennige. Man erhält dann Kaffee — besser Zichorienwasser genannt — Milch und Semmeln, was gewiß nicht zu üppig ist. Das macht also im Monat 6—7 M. — Das Mittagessen wird verteuert durch den Trinkzwang und durch die Unsitte des Trinkgeldes. Es gibt Städte, in denen man auch heute noch für 80 Pfg. ein Mittagbrot anständig serviert erhält, d. h. wo man 1 M. mit Nebenkosten zahlt. Im allgemeinen kann man aber heute nicht mehr darauf rechnen; ißt man wirklich für 80 Pfg., dann entschädigt man sich abends für die Dürftigkeit; 1,25—1,50 M. im Abonnement mit Getränk und Trinkgeldern ist heute ein bescheidener Preis. Das erfordert im Monat 37,50—45 M. — Wenn man sehr anspruchslos ist, nimmt man seinen Abendimbiß zu Hause ein, man kauft sich selbst etwas oder beauftragt die Wirtin. Legt man 50—60 Pfg. an, kann man meist satt werden, natürlich nur bei bescheidenen Ansprüchen.

Das gibt für den Monat 15—18 M. — Das sind die drei Hauptmahlzeiten. Jetzt sind die meisten noch an ein zweites Frühstück und eine Tasse Kaffee im Lauf des Nachmittags gewöhnt, rechnet man für beides noch einmal 15 M., so hat man die Hauptausgaben für monatliche Beköstigung zusammen. Dazu kommt nun noch Wäsche (monatlich 6 M.), Petroleum, Seife u. s. w., im Winter Heizung (monatlich 10 M. mindestens), Kollegheftе, Schreibpapier (monatlich 5 M.) als unumgängliche Ausgaben hinzu. Dann hat man noch nichts für die Erholung, für Spaziergänge, Theater, Konzerte, für Bier, Zigarren und dergl. ausgegeben; das gehört, wie gezeigt, zum Studentenleben unbedingt. Lassen wir den Studenten dafür monatlich 15—20 M. ausgeben, so können wir wirklich nicht über Unbescheidenheit klagen. Es gibt noch so viele Kleinigkeiten, die gar nicht zu rubrizieren sind. Selbst wenn wir annehmen, daß für diese keine Erhöhung des Wechsels genehmigt wird, kommen wir auf einen Normalwechsel von 135—150 M. Mit dieser Summe m u ß ein Student auskommen können, unter dem k a n n er es nicht.

Damit sind die Ausgaben für den studierenden Sohn noch lange nicht erschöpft. Zunächst sind Kolleggelder notwendig, von denen kein einziger Pfennig erspart werden kann. Der eine braucht mehr, der andere weniger. Es muß ganz ausdrücklich dagegen protestiert werden, daß ein Vater seinen Sohn aus Geldrücksichten davor warnt, zu viel zu belegen. Philologen brauchen oft nur 100—120 M. in den ersten Semestern, Juristen oft noch weniger, selbst wenn sie mit Ernst studieren; Mediziner und Chemiker brauchen häufig 300—400 M. pro Semester. Dazu kommen die Auslagen für Bücher, Instrumente,

chemische Mittel, die unerläßlich sind und ohne weiteres da sein müssen. — Was Anzüge und Toilette anbelangt, so sind das noch am ehesten die Dinge, wo gespart werden kann, wo man sich noch am leichtesten den anderen Ansprüchen gemäß einrichten kann. Immerhin wird man 100 M. pro anno rechnen müssen; durchschnittlich also 8—10 M. pro Monat. Rechnet man alle Ausgaben zusammen, so erhält man eine Summe von etwa 2300—2500 M. im Jahr. Das Arbeitsjahr hat, wie für alle Menschen, so auch für den Studenten zwölf Monate. Das sei hier nur als eine Ansicht bemerkt, die ich im folgenden Abschnitt, „Die Ferien", eingehender begründen muß, wie sonderbar das auch klingt. —

Manche Eltern werden bei dem Resultat, zu dem die Rechnung geführt hat, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen. Trotzdem bleibt es eine Tatsache: ein studierender Sohn kostet alles in allem jährlich, wenn er seine Aufgaben erfüllen soll, mindestens 2300 bis 2500 M. Wenn ich sage, er kostet, dann ist damit noch nicht gesagt, daß er immer die Eltern soviel kosten soll. Es gibt im ganzen drei Wege, das Faktum, daß das Studieren teuer ist, in der rechten Weise zu berücksichtigen. Man muß sich zunächst die Frage vorlegen: Kann ich meinem Sohn das Geld bewilligen? Ist diese präzise Frage mit „nein" zu beantworten, wobei ich es für gleichgültig erachte, ob der Vater oder sonst irgend ein Verwandter diese verneint, dann muß man zu ergründen suchen, ob der Sohn wohl tüchtig genug ist, einen Teil der nötigen Mittel zu erwerben, oder nicht. Ist auch diese Frage zu verneinen, dann ist an ein Studium nicht zu denken. Dann geht es einfach nicht. Kann sie bejaht werden, dann handelt es sich darum, in richtiger

Weise für Ordnung zu sorgen. Das heißt, der Vater oder dessen Stellvertreter muß offen sagen: „So und so viel kann ich dir geben, darauf kannst du mit Sicherheit rechnen, das andere mußt du dir erwerben; die Zeit, die du zum Erwerben verbraucht hast, rechnet selbstverständlich nicht als Studienzeit; und ich kann dich nicht veranlassen, ebensobald wie andere abzuschließen." Das ist der einzig vernünftige Weg, mit den Verhältnissen einen Kompromiß zu schließen. Sagt ein Vater aber zu seinem Sohn: „Ich kann nur 1200 M. jährlich für dich aufwenden, d. h. dir einen „Wechsel" von 70 M. gewähren, verlange aber trotzdem von dir, daß du in vier Jahren fertig bist," dann ist das die Zerstörung der jugendlichen Kraft. Die drei Arten, den Geldansprüchen gerecht zu werden, sind also: 1. man zahlt, was nötig ist, 2. man zahlt, was man kann und überläßt dem Sohn das übrige, 3. man gibt den Plan auf, den Sohn studieren zu lassen.

In dieser Entscheidung werden viele die Plutokratie auch auf der Universität herrschend erblicken wollen. Das ist ein Phantom. Das Leben macht überall Ansprüche, und ihnen zu genügen heißt, sich ihnen unterwerfen. Wer einen Buckel hat, kann nicht Soldat werden, mag er noch soviel Geld haben und sich einbilden, ein Strategengenie zu sein; wer die Lungenschwindsucht hat, kann nicht Bergsteiger werden; wer lahm ist, kann keinen Wettlauf mitmachen, wer kein Geld hat und nicht die Kraft, sich dieses zu erwerben, kann nicht studieren. Sich in seinen Bedürfnissen nach dem Leben richten, das scheint mir die richtige Größe; wer murrt und die beati possidentes beneidet, der ist zu bedauern, er wird nie zufrieden. Wer keine Begabung hat, kann ebensowenig

studieren wie der Arme, das ist oben genugsam betont; die Gerechtigkeit und der Zweck des Studierens gebieten es allerdings, daß man da ebenso streng und unerbittlich ist, wie die Verhältnisse, die dem einen aus Geldmangel das Studieren unmöglich machen. —

Jeder Erwerb beruht auf Kraftumsatz; wer viel Kräfte hat, wird viel erwerben; wer viel geistige Kraft hat, wird einen Teil davon verwerten können, den harten Kampf um die Existenz zu kämpfen. Diese Kämpfer sind gewöhnlich nicht die schlechtesten Studenten, wenn man ihnen vollkommene Freiheit läßt; erst durch das Drängen von außen zum möglichst schnellen Abschluß erlahmen sie, verlieren den Mut und gehen zugrunde. Die Geldfrage, wie die Talentfrage sind Prinzipien der Auslese, die, richtig angewandt, ein Segen des Studiums und der Universitäten sind. —

Es ist bisher fast ausschließlich das „Zuwenig" betont und bekämpft worden. Es mußte das geschehen, weil man zu viel Lärm im allgemeinen macht vom „Über-seine-Verhältnisse-leben" und nie berücksichtigt, daß dieses Übel sehr oft aus dem „Unter-seinen-Verhältnissen-leben-sollen" entspringt. Wer diese Wurzel des Übels erkannt hat, weiß, an wen er sich mit Vorwürfen zu wenden hat. Es muß nun erwähnt werden, daß auf die mannigfachste Weise Versuche gemacht werden, den Mißständen, die aus allzu bescheidenen Geldverhältnissen erwachsen, abzuhelfen. Es ist nur schade, daß all die mit Fleiß und Wohlwollen aufgewandte Kraft in ihrer Wirkung gehemmt wird, weil sie nicht methodisch zur Besserung angewandt wird. Es ließe sich hier eine Diskussion über das Stipendienwesen anknüpfen, die der Kürze wegen nicht ausführlich be-

handelt werden kann; es sei hier nur der schon oftmals ausgesprochene Wunsch wiederholt, daß die Stipendien so verteilt werden mögen, daß sie vor allen Dingen W ü r d i g e n zukommen. Man knüpft sehr oft an die Erlangung eines Stipendiums die Bedingung der Bedürftigkeit und verlangt ein behördliches Armutsattest. Es ist selbstverständlich, daß ein Kerl mit Ehre im Leibe trocken Brot ißt, ehe er sich die Dürftigkeit seiner Eltern offiziell bescheinigen läßt, zumalen wenn der Vater höherer Beamter ist und mehr der Kinderanzahl, als anderer Gründe wegen nicht viel geben kann. Es sei hier, um Mittel vornehmer Unterstützung zu zeigen, betont, daß es gar viele Stellen an der Universität gibt, die von zuverlässigen Studenten verwaltet werden könnten, wofür eine Besoldung zu gewähren wäre. In der Belehnung mit solch einem Ehrenamte läge eine Ehrung; mit ihr wäre zugleich die Gelegenheit geboten, durch eine d e m S t u d i u m f ö r d e r l i c h e Art etwas zu erwerben. Ich erinnere an die Assistentenstellen an Seminaren, die oft gar nicht oder nur sehr kümmerlich dotiert werden. Der Staat hat davon den Nachteil, daß die meisten Seminare unbrauchbar werden, weil das Interesse fehlt, die Bücherverzeichnisse zweckmäßig einzurichten und mit einer gewissen Umsichtigkeit zu schalten. Ideale Assistenten, die aus reinem Pflichtgefühl Kraft und Zeit für das ihnen anvertraute Seminar verwenden, gibt es nur recht wenige. Es erfordert das eben sehr viel Zeit. Bei den beschränkten Geldmitteln kann natürlich auch das Material in den Universitätsinstituten oft nur ganz sorgfältig ausgewählt werden. Um so notwendiger ist es dann natürlich, das Wenige so aufzustellen und zugänglich zu machen, daß mit ihm möglichst viel anzufangen ist. Anstatt dessen

wird auch das Wenige nur für ganz wenige genießbar, weil niemand sich zurechtfindet. Eine kurze Beobachtung so eines Instituts zeigt für den Staat Aufgaben, die zu seinem Nutzen und zu dem brauchbarer Studierender, vielleicht in Verbindung mit dem Stipendienwesen, gelöst werden könnten.

Ich möchte nach alledem auch das „Zuviel" nicht aus dem Auge verlieren, es könnten sonst die Ausführungen in einem Sinne ausgebeutet werden, der dem Zweck widerspräche. Wenn ich einen Normalwechsel von etwa 135—150 Mark fordere, so habe ich damit auch gesagt, daß das vollkommen genügend ist; schießt der Vater noch 30 Mark dazu, dann ist das ganz besonders zuvorkommend. Auch dann wird der Student noch gezwungen sein, hauszuhalten; denn die Lockungen, selbst die ideellen, sind immer bedeutend und reizen den Geldbeutel sehr. Wie stark ich betonte, daß der Student nicht zu knapp gehalten werden dürfe, um sein Ziel nicht zu verfehlen, ebenso energisch möchte ich hervorheben, daß das Umgekehrte ungemein schädlich ist. Über 200 Mark „Monatswechsel" sollte kein Student haben. Die Studienzeit ist eine Lernzeit auch dem materiellen Leben gegenüber; man muß lernen auszukommen. Es ist eine alte Erfahrung, daß diejenigen sich am leichtesten in alle, böse wie gute, Lebenslagen schicken, die stets in geordneten, soliden, mittleren Verhältnissen gelebt haben. Aus dem einfachen guten Bürgerstande gehen die Männer hervor, die dem Leben überall gewachsen sind, sie vermeiden bei wachsendem Vermögen das Schicksal des Parvenus, und wenn es ihnen einmal schief geht, dann verlieren sie den Mut nicht. Die Hausfrauen werden bestätigen, daß diejenigen Dienstboten die besten sind, die

aus einfachen, nicht zu armen, nicht zu wohlhabenden Familien kommen.

Im Grunde beherzigen die wirklich vornehmen und solid-reichen Eltern diese Erfahrung wohl und beschränken ihre Söhne auf ein bestimmtes Maß, um sie zu lehren, später einmal mit mehr haushälterisch umzugehen. Das sind die vornehmen Patrizierfamilien. Nur Eltern, die kein Verständnis haben, steigern die Ausgaben für ihre Söhne ins Unsinnige und graben an dem Untergang ihrer Kinder. Es gibt Studenten mit 1000 Mark Wechsel pro Monat. Sie werden förmlich gezwungen, das Geld zu verjubeln. Das Raffinement in ihren sinnlichen Genüssen steigt von Tag zu Tag, bald heißt es „nur Sekt", und die Freudenmädchen der Universitätsstadt genügen ihnen nicht mehr; sie lassen sich „bessere" importieren. Wer 500 Mark im Monat auszugeben hat als Student, gibt im Durchschnitt 700 Mark aus, und wenn er „ausstudiert" und sich „ausgelebt" hat, dann hat er einige Tausende Schulden. Die muß dann die „reiche Partie" bezahlen. So entstehen die wahren Hintertreppenromane, wo von der Unsittlichkeit und dem Hausfreunde viel die Rede ist. Die Schäden, die aus dieser Unvernunft der Eltern für den Staat und das allgemeine Wohl erwachsen, sich auszumalen, sei hier dem intelligenten Leser selbst überlassen; sie leuchten von selber ein. Es soll nur bemerkt sein, daß es töricht ist, den Reicheren um seine Mittel zu beneiden. Gedanken von materieller Gleichheit sind Utopien, die ins 15. Jahrhundert gehören — aber es muß protestiert werden dagegen, daß der Reiche seine Mittel zum allgemeinen Schaden anwendet. „Est modus in rebus," sagt schon H o r a z; das gilt auch für den Studentenwechsel, sowohl die Beschränkung, wie die

Ausdehnung der Grenzen hat ihr Maß und Ziel; dies richtig zu erkennen, ist die Aufgabe derer, die ihre Söhne in der Erwartung zur Hochschule schicken, sie als Männer zurückzuerhalten.

5. Die Ferien.

Die Art, wie man sich einen Begriff vom Zwecke der Studentenferien bildet, ist ein recht deutliches Zeichen von der Auffassung, die man von den Aufgaben der Universität überhaupt hat. Es gibt recht viele Meinungen über die Ferienfrage; die Einfachheit ihrer Lösung hat man deshalb übersehen, weil man nach keinem Prinzip suchte. Das oberste Prinzip, nach dem hier alles untersucht wurde, war das Wesen und der Zweck der Hochschule und die Art der Aufgaben, die an jedes einzelne Mitglied derselben zu stellen sind. Der Hauptirrtum in den Streitereien über Verkürzung oder Beibehaltung der Ferien beruht darauf, daß man sich an das Wort klammerte und nicht nach dem Sinn fragte. Ferien und Ferien sind ein Unterschied; Schulferien sind etwas anderes als akademische Ferien; und selbst unter der letzteren Bezeichnung kann man noch Unterscheidungen machen.

Man klagt im allgemeinen darüber, daß der Student zuviel Ferien habe, und versteht dann unter Ferien arbeitslose, der Erholung, dem Nichtstun gewidmete Zeit. Wie könnte eine solch törichte Auffassung dem Wesen der Hochschule und ihren immensen Aufgaben entsprechen! Wenn man die Ferien als Erholungszeit auffassen dürfte, dann allerdings wäre es gerechtfertigt, über die allzugroßen Pausen zwischen den Semestern zu klagen und den Universitäten den Vorwurf zu machen, sie seien Anstalten zum Faulenzen.

Ein Semester zerfällt in zwei Teile; in dem einen werden Vorlesungen gehalten und gehört, in dem andern werden Vorlesungen ausgearbeitet, das heißt die Professoren sorgen für das zukünftige Semester, der Student verdaut das, was ihm im verflossenen Semester geboten wurde. Die Vorlesungszeit ist für den Studenten — und von diesem allein ist hier die Rede — die Zeit, wo er meist rezipiert und die Aufgaben sammelt, die er in den Ferien zu lösen hat. Im Semester arbeitet man vielseitig, in den Ferien mehr einseitig. Es ist ganz unmöglich, auch nur einigermaßen bei ein und derselben Arbeit im Semester zu bleiben, ohne wesentliches zu versäumen; in den Ferien hat man keine Ablenkung von außen. Die eigentlichen Erholungsferien sind die Weihnachts- und Pfingstferien.

Es kann nicht geleugnet werden, daß man von authentischer Seite der eigenartigen Ansicht öffentlich Ausdruck gegeben hat, als seien selbst die dreimonatlichen Herbstferien nur zum Ausruhen da. 1883 hat der damalige Kultusminister v. G o ß l e r im Abgeordnetenhause erklärt, die Ferien müßten so lang sein, damit die Eltern sich von den Ausgaben für ihre Söhne erholen könnten. Der Sohn wäre dann zu Hause und koste nicht soviel. Aus dieser völlig irrigen, ja kindlichen Auffassung ist der allgemeine Usus entstanden, in den großen Ferien nach Hause zu gehen. „Man kehrt in den Schoß der Familie zurück,“ haben Sentimentalisten gemeint, und was dergleichen sehr anmutige, aber doch recht geistlose Phrasen mehr sind. Die Ferien sind im wesentlichen zur Arbeit da, zu der Arbeit, die im Semester nicht erledigt werden konnte. Da man nun meistens zum Arbeiten das wissenschaftliche Material zur Hand haben muß, ist ein Heim-

kehren dem Studium meist entgegengesetzt. An kleinen Orten hat man nichts, und so geht die lange, schöne Ferienarbeitszeit für viele Studenten verloren. Aus diesem Grunde mußte im vorigen Abschnitt ausdrücklich betont werden, daß auch das Studentenjahr zwölf Monate habe, und daß der Student sich einrichten müsse, dauernd auf der Universität zu arbeiten, daß danach seine pekuniären Verhältnisse geordnet sein müssen. Nur in Ausnahmefällen ist ein Verlassen der Universität zweckmäßig resp. erlaubt, nämlich, wenn man zu Hause die Muße und die Mittel hat, ruhig weiterzustudieren. Es sollte deshalb die Möglichkeit geschaffen werden, daß jedem an einer deutschen Universität Immatrikulierten auch die Lerninstitute der Heimatstadt geöffnet sind, daß vor allem Studenten, die in einer Universitätsstadt zu Hause sind, auch wenn sie während des Semesters anderswo immatrikuliert waren, das Recht haben, die Seminare, Institute, Laboratorien usw. ihrer Heimatstadt zu benutzen. Darin bestehen noch große Schranken und, anstatt sich mit der Frage zu beschäftigen, ob die Ferien zu beschränken seien, sollten sich die Behörden damit befassen, die Ferien in diesem Sinne brauchbar zu machen.

Ich kann nicht unterlassen, zu bemerken, daß die Universitäten selbst z. T. die Ansicht geradezu unterstützen, als sei das Semester mit der letzten Vorlesung zu Ende. An vielen Universitäten werden während der akademischen Ferien die Seminare, die Institute, ja selbst die Bibliotheken geschlossen und die Arbeit einfach eingestellt. Die Diener bekommen ihr Gehalt weiter, aber arbeiten brauchen sie nicht. Es muß im Sinne der Universitäten mit allem Nachdruck die Bitte an die Universitätsbehörden ausgespro-

chen werden, dieser Unsitte zu steuern und durch Umänderung und Abschaffung dieses Brauches zu bestätigen, daß die Ferien im wesentlichen eine Arbeitszeit bedeuten. Welcher andere Beamte hat fünf Monate Ferien im Jahr? Ist ein Universitätsdiener mehr als ein Kultusminister?

Der wirklich Studierende fühlt von selbst die Notwendigkeit, die Ferien für die Arbeit möglichst auszubeuten, aber er ist sehr oft beschränkt durch die falschen Vorstellungen der Eltern, die von ihm verlangen, daß er nach Hause kommt. Im allgemeinen merkt man gar bald, daß es zweckmäßig ist, in den Ferien nicht nur das schon Gehörte zu verarbeiten, sondern das Kommende vorzubereiten, sich etwas einzuleben in die Ideen, die man im nächsten Semester in sich aufnehmen soll. Ein schon vorbereitetes Kolleg ist stets fruchtbarer, als ein Kolleg, von dem der Zuhörer keine Ahnung hat. Das Stoffliche wird heute meist vorausgesetzt, dazu sind die Bücher da.

Es ist selbverständlich, daß der, welcher zu Hause in den Ferien all seinen Pflichten als Student nachkommen kann, vor dem einen Vorzug genießt, der dies nicht kann und deshalb in der Universitätsstadt bleiben muß. Die heimatliche Luft hat immer etwas Gesundendes, aber man kann doch das Spießbürgerliche im Menschen nicht züchten auf Kosten seiner Pflichten. Verbummelte Ferien sind verlorene Semester; das gilt für alle Fakultäten.

Daß man in den Ferien sich mal eine Zeitlang ausruhen darf, braucht nicht erwähnt zu werden; die akademische Freiheit wirkt zusammen mit den akademischen Pflichten auch in den Ferien. Auch im Semester kann

ich an freien Tagen einmal den Wanderstab ergreifen, um frische Kraft zu sammeln. Alles geschieht zum Zwecke des akademischen Studiums und deshalb mit Freiheit, ob Ferien sind oder Vorlesungen gehalten werden.

Es muß noch darauf hingewiesen werden, daß unzweckmäßig angewandte Ferien die Kosten des Studiums ungemein erhöhen, die Frist verlängern und oft das völlige Scheitern zur Folge haben. Viele Leute sind allerdings gewöhnt, nur die direkten baren Auslagen zu rechnen und sich trotzdem zu wundern, daß sie nie auf den grünen Ast kommen. —

Mit diesen letzten Ausführungen sei genug gesagt vom akademischen Leben. Die kurzen dicken Striche werden genügen, um dem die Grundzüge gegeben zu haben, der lebhaftes Interesse für das in sich beruhende Hochschultreiben hat. Das meiste, was noch zu sagen wäre, ist mittelbar oder unmittelbar aus dem Gesagten abzuleiten. Wir lenken nun unsere Blicke hinaus aus dem Studentenleben, einmal rückwärts, um zu betrachten, wie man den Studierenden im allgemeinen auf das eigenartige Universitätsleben vorbereitet, ein andermal vorwärts in die Zukunft, nach welcher alles strebt.

VI. Die Vorbereitung auf das akademische Leben und Studium.

E. Lasker. Über Anlagen und Erziehung. 1874.
H. Schmidkunz. Universitätspädagogik. 1898.

Bei der Vielgestaltigkeit des akademischen Lebens und Studiums, das, wie wir sahen, auf Freiheit beruht, ist es eine brennende Frage, ob zum Genuß derselben genügend vorbereitet wird. Jede zweckmäßige Benutzung von Freiheit beruht auf Selbsterziehung, ohne sie wird die Freiheit zur Anarchie. Diese Selbsterziehung muß geübt sein; denn sie bedeutet einen beständigen Kampf gegen den unmittelbaren Trieb, sie verlangt, daß zwischen Trieb und Handlung die Vernunft als Faktor eingeschaltet werde. Man kann sagen, jede richtige, prinzipielle Erziehung ist ein Anhalten zur Selbsterziehung; erst wenn der Zögling so weit ist, daß er des Eingreifens eines anderen Individuums nicht mehr bedarf, kann man sagen, daß er erzogen ist. Alle Handlungen entspringen aus den Charakteranlagen und den momentanen Einwirkungen; daß die Charakteranlagen, alle im Menschen ruhenden Kräfte zu einer dem Ganzen, den Aufgaben entsprechenden Entfaltung kommen, ist die Kunst des Erziehenden. Sie gewinnt an Wert, wenn es gelingt, die schlimmen Anlagen durch die guten niederzukämpfen, was lediglich durch die Erweckung von Vernunft oder durch mechanische Dressur geschehen kann. Die Erweckung von Vernunft hat vor der Dressur das voraus, daß diese Erziehungsmethode für alle Zu-

fälligkeiten des Lebens gilt, während die Dressur nur für einzelne Fälle mit Erfolg angewandt werden kann. Jede planmäßige Erziehung ist ihrem Wesen nach teleologisch, sie ist bestimmt durch eine moralische Vorstellung des Zweckes, des Zieles der Erziehung. Es gibt danach wohl ein allgemeines Ziel, nach dem die Pflanze gezogen wird, weil dieses außerhalb der einzelnen, empirischen Erfahrung, vor allem in dem Erziehenden liegt, doch gibt es keine allgemein gültige, auf jeden Einzelfall anzuwendende Methode. Die miteinander ringenden Mächte im einzelnen Individuum und die einzelnen Individuen unter sich sind unendlich verschiedenartig; ein Schema, nach welchem alle diese Kräfte gleichmäßig beherrscht werden könnten, ist daher unmöglich und an sich widersinnig. Daher kann eine Schule, in der eine große Zahl der verschiedensten Erziehungsobjekte vereinigt sind, nicht das ganze Erziehungswerk vollenden. Ihr Gebiet ist das Allgemeine im Menschen, ihre Aufgabe, das Gattungsmäßige zu behandeln. Das Ziel, nach welchem sich dieses Allgemeine zu richten hat, ist der Schule durch die Ethik vorgeschrieben, die Methode durch die Lehrmittel, die als allgemein wirksam anerkannt sind, nicht nur wegen ihrer intellektuellen, sondern auch wegen ihrer moralischen Kraft. Diejenigen, welche die Erziehung in Schulen übernehmen, müssen an eigener Person die Fruchtbarkeit der Erziehung offenbaren; sie dürfen vor allem nicht den Zweck der Schulbildung durch eigene Unfähigkeit verderben. Durch die Unmöglichkeit, für alle Individuen eine geeignete Erziehungsmethode auszuklügeln, sind die Anmäßungen widerlegt, welche die Pädagogik gemacht hat, nämlich als philosophische Wissenschaft zu gelten. Ihre Aufgabe kann lediglich die sein, praktische Folgerungen aus der Ethik

und der Psychologie zu ziehen. Die Ethik stellt die Forderungen, die im Menschen, als moralischem Wesen, erfüllt werden sollen; die Psychologie sucht nach den empirischen Möglichkeiten der Erfüllbarkeit dieser Forderungen auf naturwissenschaftlich-methodische Weise; die Pädagogik erprobt auf Grund der psychologischen Ergebnisse die Durchführung der ethischen Forderungen am Individuum. Die Ethik kann ihre Ergebnisse in einem System, die Psychologie und die Pädagogik die ihrigen nur in einem Kanon zusammenstellen. Die Ethik muß den Anspruch der Allgemeingültigkeit ihrer Lehren in philosophischem Sinne, die Psychologie den der Allgemeingültigkeit in empirischem Sinne machen, die Pädagogik muß sich darauf beschränken, Ratschläge zu erteilen, die anzunehmen jedem einzelnen gänzlich überlassen bleiben muß. Wenn man diese einfachen, hier nicht weiter zu begründenden Sätze faßt, wird man einsehen, daß die Aufgaben der Schule nur beschränkt sind, daß neben ihr noch für andere Lehr- und Erziehungskräfte Platz ist, ja daß sie geradezu eine Ergänzung fordert.

Das einzelne Individuum nach seinen ihm angeborenen Anlagen zweckmäßig für das Leben vorzubereiten, muß daher der Familie überlassen werden. Schule und Haus teilen sich in die Erziehungsarbeit, in die Vorbereitung des Kindes für den Kampf im Leben, sie teilen sich in die Aufgabe, Selbsterziehung zu bewirken. Die einzelnen hierbei anzuwendenden Mittel anzugeben, ist die Aufgabe des Psychologen und des Praktikers. Die besten Psychologen und Praktiker sind meist die Eltern selbst, doch kann nicht geleugnet werden, daß ihnen oft jedes Verständnis, wie jegliche Lust und vor allem die Zeit fehlt, erziehend einzuwirken.

Da sollte eben die Schule ergänzend eingreifen, die in sich lebendige Kräfte haben muß, die es verstehen, psychisch-pädagogisch zu gestalten. Das kann mittelbar oder unmittelbar geschehen. Unmittelbar wirkt der Lehrer, mittelbar wirken die Lehrgegenstände. Die Notwendigkeit, Mittel und Lehrkräfte nach ihrer pädagogischen Tauglichkeit auszuwählen, ist evident. Es kommt nicht auf das tote Wissen an, sondern auf die lebendige Kraft des Wissens.

Neben die moralisch-pädagogische tritt eine andere Aufgabe der Erziehung, sowohl in der Schule, wie in der Familie, die Vorbereitung von Wissen, von intellektuellem Gehalte, um den intellektuellen Ansprüchen zu genügen, d. h. den Berufsansprüchen, denen der Schüler unmittelbar nach dem Verlassen der Schule und des Elternhauses ausgesetzt ist. Bei der Unmöglichkeit, vorher das Leben eines Menschen zu bestimmen, ist es daher erforderlich, das zu lehrende Wissen so einzurichten, daß es für jeglichen späteren Beruf fruchtbar ist, d. h. dem Zögling muß *das allgemeine Wissen* geboten werden, von dem aus er später das, was für ihn *speziell* notwendig wird, am zweckmäßigsten begreifen kann. Aus diesem Grunde sind die meisten Argumente, die für überwiegend naturwissenschaftliche Bildung des Schülers geltend gemacht werden, hinfällig; dadurch werden die für eine ausschließlich klassische Bildung vorgebrachten keineswegs erwiesen. So stellt die Vorbereitung für den der Schule und dem Leben im Elternhaus folgenden Zeitabschnitt die beiden Forderungen: moralische und intellektuelle Vorbildung. Schule und Elternhaus sollen sich in die Vorbereitungsaufgaben teilen.

Wir haben es hier lediglich mit der Vorübung zum

akademischen Leben zu tun. Wir sahen, daß in ihm eine direkte moralische Erziehung nicht mehr ihren Platz finden kann, sie muß im wesentlichen abgeschlossen sein, d. h. sie muß so weit gediehen sein, daß die Beschäftigung mit der Wissenschaft das Werk der Erziehung vollenden kann. Die intellektuelle Vorbereitung muß bis dahin geführt sein, daß sie auf der Universität mit Erfolg fortgesetzt werden kann, bezw. es muß entschieden sein, ob es für den aus der Schule Entlassenen möglich ist, den Aufgaben der Universität zu folgen.

Daß diesen Bedürfnissen heute allgemein entsprochen werde, wird niemand behaupten. Die Erfolge unserer Erziehung sprechen laut genug zugunsten des Gegenteils. Es kommt daher, daß die Schulleitung es nicht versteht, pädagogische Mittel und pädagogisch gebildete Lehrer auszuwählen, und daß die Eltern sich den notwendigen Anforderungen verschließen. Schmidkunz hat mit Recht von einem pädagogischen Sprunge geredet bei dem Übergang von der Schule zur Hochschule, einem recht gefährlichen Sprunge. Es kann hier nicht die Aufgabe sein, ein System der Pädagogik zu entwerfen, es wäre dies eine gänzlich unfruchtbare und langwierige Arbeit. Die Pädagogik hat sich, wie wir sahen, im wesentlichen darauf zu beschränken, die Mittel in Anwendung zu bringen, welche die Psychologie empfiehlt, um das Individuum seinen menschlichen Zielen gerecht werden zu lassen. Diese Mittel sind der Hauptsache nach: Wissen, Beispiel, Übung. Alle drei Mittel kommen für die intellektuelle und moralische Ausbildung in Betracht, doch wechseln sie in ihrer Bedeutung für den einen oder anderen Erziehungszweck.

Vom „Beispiel“ kann ich nicht viel sagen, ich

muß mich darauf beschränken, an die Erinnerung zu appellieren, die fast jedem Persönlichkeiten zeigen wird, die gestaltend in sein inneres Leben eingegriffen haben. Das Beispiel ist vielleicht das mächtigste pädagogische Mittel, es spekuliert direkt auf den Nachahmungstrieb im Menschen; es trägt den Stempel der Gegenwart, es zeigt unmittelbar den Erfolg, es reizt durch sein Leben; es ersetzt in vielen Dingen die beiden anderen Mittel.

Von der Macht des Wissens ist schon an anderer Stelle gesprochen worden. Sie wird in unserer Erziehung für das Universitätsleben fast gänzlich außer acht gelassen. Über die wichtigsten Dinge wird absichtlich ein solches Dunkel verbreitet, daß man gezwungen, selbst an sie heranzutreten, geblendet wird. Ich will als Beispiel für den dadurch bewirkten moralischen Schaden hier nur eins hervorheben: Über die heiligsten Funktionen des organischen, des sinnlichen Lebens hört der Schüler von berufener Seite fast nie etwas. Dasjenige, was er davon weiß, wenn er die Schule verläßt, hat er auf der Gasse von gemeinen Menschen in der Form von Zoten und anzüglichen Redensarten erfahren. Die Neugierde, die durch den starken Entwicklungsfortgang gerade in diesen Zeiten ganz besonders gesteigert wird, erhält ihre einzige Nahrung aus schmutziger Quelle. Die Schundromane sind für den Gymnasiasten eine willkommene Lektüre, wie ja auch unsere weibliche Jugend aus gleichen Motiven ihnen recht geneigt ist. In der Schule, selbst in Prima, wird dies Thema ängstlich überschlagen und selbst die Fortpflanzung bei den Tieren deshalb nicht gelehrt, weil daraus Vergleiche gezogen werden könnten. In den Religionsstunden werden die Stellen der Bibel ausgelassen, in denen von geschlechtlichen Dingen die Rede ist. Ein

ernstes Wort zur rechten Zeit würde den sexuellen Ausschweifungen in den Studentenjahren ganz wesentlich vorbeugen; der heilige Ernst, mit dem ein Vater seinen Sohn davor warnte, würde manchen vor Siechtum und Verkümmerung bewahren. Diese Heimlichtuerei ist ein Grund, weshalb viele mit gänzlich verschrobenen Ideen zur Hochschule ziehen und dann mit Vernachlässigung aller anderen Pflichten sich den Ausschweifungen hingeben. Die Lösung der „sexuellen Frage“ ist außerordentlich schwer und in ihrem ganzen Umfange vielleicht nie zu erreichen. Es können auch keine Vorschriften gemacht werden, wie die einzelnen Eltern ihre Söhne aufzuklären haben; gerade da spielt das Taktgefühl und die Liebe zu den Kindern eine große Rolle.

Aus diesen Gründen kann ich auch W. Försters Vorschläge nicht billigen, die er dafür in seiner „Jugendlehre“ macht, die im übrigen einen ungemein großen praktischen Wert besitzt. Bei manchem ist ein Wort und eine dauernde Kontrolle vom Beginn der Reife an notwendig, ein anderer lernt schon aus dem freimütigen und offenen Ton, der im Elternhause herrscht, genügend. Den einen würde ein realistisches Beschreiben des Geschlechtslebens abstoßen und anwidern, für wieder einen anderen ist das notwendig. Für Vater und Mutter selbst wird es, auch wenn sie sich überzeugt haben von der Notwendigkeit, mal ein aufklärendes Wort zu sprechen, oft recht schwer sein, den geeigneten Weg zu finden. Man kann sicher annehmen, daß die moralisch hochstehenden Eltern am leichtesten Verständnis erwirken werden; wer vor seinen Kindern erröten muß im Hinblick auf seine eigene Jugend, ist allerdings in einer recht schwierigen Lage.

Bei der ethischen Lösung der sexuellen Frage kommen Gesetze wie das 6. Gebot nur als historische Fakten in Betracht; auch die Ethik ist trotz der Unvergänglichkeit, die ihren Prinzipien anhaften soll, nicht imstande, dem Kulturfortschritt Hindernisse in den Weg zu legen; in der Verwirklichung ethischer Normen besteht der gleiche Wandel der Form, wie in allem, was in das Reich des Geschehens eintritt.

Das Wissen von den Dingen und die Erweckung eigenen Urteiles über sie sollte recht stark in der Erziehung hervorgehoben werden, das lebendige Wissen, nicht das starre und tote Auswendiglernen von Katechismen und Glaubensbekenntnissen. Bisher herrscht ja leider in unseren deutschen Bürgerfamilien noch das Prinzip: „Wenn Vater sagt, der Dreck fließt die Gasse ruff, dann fließt er auch für die Kinder ruff"; und in der Schule ist Gehorsam und Nachgiebigkeit gegen den Lehrer selbst in intellektuellen Dingen die erste Pflicht. Das Wort „Entwicklung" ist beiden Erziehungsanstalten fremd. Der Sextaner wird im Grunde ebenso behandelt, wie der Primaner. Ein mehr freundschaftlicher Verkehr zwischen Lehrern und Schülern, Eltern und Kindern würde den großen Gegensatz zwischen Schule und Universität etwas ausgleichen. Ganz wird das nie möglich sein und ist auch unnötig. Es bestehen prinzipielle Unterschiede, die gewahrt werden müssen. Durch einen leichteren Verkehr der Erzieher mit den Zöglingen könnte ein größerer Einfluß auf die Lektüre letzterer erzielt werden. Heute liest der Gymnasiast freiwillig nur, was er nicht lesen darf; und weil er es nicht lesen darf, wirkt es um so schädlicher, denn er sucht nach allem möglichen, was vielleicht nicht einmal in der Tendenz des Buches liegt.

Das Wissen zur Förderung intellektueller Fähigkeit, den Universitätsaufgaben sich gewachsen zu erweisen, ist nur zu erreichen, indem man das, was auf den Schulen zu lehren ist, immer der Zeit anpaßt. Ein vollkommener Ausschluß vieler Wissensgebiete aus dem Lehrplan kann natürlich nur hindernd wirken. Es muß in großen Zügen doch das ganze Material berücksichtigt werden, nicht, indem man anfängt, die gesamte alte Methode umzustürzen und sie durch Modernes zu ersetzen, sondern indem man die bewährte Methode den neuen Ansprüchen gemäß zuzuschneiden sucht. Wie schon hervorgehoben, kommt es nur darauf an, die Fähigkeit zu erzeugen, sich den größeren, spezielleren Aufgaben anzupassen. Daß dazu die Erlernung einiger positiver Kenntnisse erforderlich ist, kann nicht bestritten werden.

Es gehört die Reform der Schulen meines Erachtens zu den allerschwierigsten modernen sozialen Aufgaben. Man gerät leicht in das Extrem, durch Häufung positiver, unmittelbar nützlicher Kenntnisse das Gewicht lediglich auf den Gedächtniskram zu legen und dabei das Methodische aus dem Auge zu verlieren. Der große Radikalismus, der sich in letzter Zeit geltend gemacht hat, redet deutlich genug von dieser Verirrung. Ist man doch so weit gegangen, selbst die Einführung von Problemen als Lerngegenständen in dogmatischem Sinne zu verlangen, um die sich die Gelehrten noch lebhaft streiten, um damit anderes zu verdrängen. So hat z. B. die Deszendenztheorie auch heute noch keineswegs ihre unbestrittene Gültigkeit derartig bewiesen, daß sie nun anstatt des Religionsunterrichtes in den Lehrplan hinein müßte; und wenn auch die Grundtatsachen als erwiesen anzuerkennen sind, so erfordert doch die historische Gerechtigkeit Vor-

sicht im höchsten Grade. Mag die positive Religion ihrem intellektuellen Gehalte nach auch veraltet sein — hier soll darüber nicht entschieden werden —, so hat sie ihre erzieherische, ethische Kraft doch lange bewiesen und noch keineswegs verloren. Allerdings darf man fordern, daß Dinge, die nicht mehr als Lehrgegenstand in ihrer alten Form zu halten sind, neu belebt, das heißt anders gelehrt werden. Das gilt ganz besonders von den Konfessionen; sie sollten nicht mehr in ihrer konfessionell-dogmatischen Form im Schullehrplan existieren, sondern nur als historisches oder als moral-pädagogisches Fach. Die Ausschließung des eigentlichen Religionsunterrichtes in der alten kirchlichen Form bestreitet der Religion als Glaubenssache keineswegs ihre Existenzberechtigung als Erziehungsprinzip. Es wird damit nur in Anbetracht der geradezu lächerlichen Rolle, welche heutzutage die Religionsstunden spielen, verlangt, das Geschäft, zum Glauben anzuhalten, der Kirche und den Eltern gänzlich zu überlassen. In der Schule sind alle Konfessionen vereinigt, und da ihre Methode auf alle zu Erziehenden gleichmäßig abzielt, ist es irrig, einen Unterschied nach dem Glauben der Eltern zu machen, ebenso wie man ja keinen nach dem Stande der Eltern anerkennt. In der Schule kommt es darauf an, Wissen und sittliche Kraft zu erzeugen. Zu beiden ist das Historische in allen Konfessionen gleichmäßig tauglich. Wie töricht es ist, denen, welche Schule und Kirche getrennt haben wollen, den Vorwurf des Unglaubens zu machen, das beweist der Geist der „ethischen Kultur“, die seit lange mit voller Anerkennung des individuellen Glaubens ihre Erziehungsmethode praktisch erprobt hat. Hier, in der Anwendung der Religion für die Erziehung, scheiden sich Schule und

Haus, indem die erstere nur das Allgemeine aus den Religionen für sich anerkennen kann, das Spezielle aber den Eltern überläßt.

Die verkehrte Behandlung der Lehrfächer auf den Schulen arbeitet leicht dem späteren wissenschaftlichen Leben recht stark entgegen. Beide gewählten Beispiele, das der Religion und der Deszendenztheorie, sind dafür recht bezeichnend.

Daß in den höheren Klassen über Dinge, wie den Darwinismus, gesprochen wird, und der Schüler gewissermaßen bekannt gemacht wird mit Fragen, die man ihm später ausführlicher vorzuführen hat, ist eine Selbstverständlichkeit, die aus allem Gesagten hervorgeht. Dasjenige, was ich vor allen Dingen zu betonen hatte, ist, daß Leben in der Schulbildung sein muß, daß nicht auf die Fülle der durch die Wissenschaft festgelegten Tatsachen es ankomme, sondern auf eine Vorbildung, die den späteren Akademiker befähigt, dem Universitätsunterricht zu folgen.

Das dritte anzuwendende pädagogische Mittel ist Übung. Gerade gegen sie hat sich die neue Bewegung gewandt, weil man sie für totes Wissen hielt. Man hat den Sinn der alten Sprachen gänzlich verkannt und deshalb ihren Wert unterschätzt. Die alten Sprachen dienen zunächst dazu, den Geist zu üben, methodisch, logisch zu denken. „Ich kenne keine Beschäftigungsart", sagt Schelling, „welche geeigneter wäre, im früheren Alter dem erwachenden Witz, Scharfsinn, Erfindungskraft die erste Übung zu geben, als die vornehmlich mit den alten Sprachen." Damit hat Schelling den wesentlichen Zweck der Erlernung alter Sprachen hervorgehoben. Diese Übung des Geistes in etwas scheinbar gänzlich

Veraltetem hat auch noch den positiven Wert, daß sie einem höchst modernen Anspruch gerecht wird. Man müßte nämlich die Stundenzahl in den Schulen um das Doppelte vermehren, wollte man der Forderung der neueren Zeit gerecht werden, sich auf direktem Wege auch nur einigermaßen umfassende Sprachkenntnisse anzueignen. Vom Gelehrten, von jedem Gebildeten wird heute fast verlangt, daß er Englisch, Französisch, Italienisch, ja Russisch kann. Auf allen Wissenszweigen macht sich heute das Bedürfnis geltend, unmittelbar, ohne den Übersetzer, an den ausländischen Forschungsergebnissen teilzunehmen. Der internationale Geist ist im 20. Jahrhundert stärker, als je zuvor. Es ist das Zeitalter der internationalen Ausstellungen und Kongresse, das der „akademischen Gegenseitigkeit". Dieser neuen Forderung kann auf den Schulen nur genügt werden dadurch, daß man die Grundlagen legt, daß, wie gesagt, die Fähigkeit gezüchtet wird, später diesen Forderungen nachzukommen. Und das wird am besten erreicht durch die alten Sprachen. Sie sind nun einmal das Fundament, auf dem sich die europäischen Sprachen weiter ausbauten, und wenn dies nicht im weitesten Sinne, so lassen sie doch die Entwicklung aus ein und derselben Sprachwurzel deutlich erkennen. Sie sind entweder die Eltern oder die Geschwister der lebenden Sprachen. So haben die Übungen, die ursprünglich nur methodischen Sinn hatten, gerade in der letzten Zeit auch wieder einen Wert als positives Wissen erhalten.

Mit dieser Warnung vor radikaler Abschaffung der alten Sprachen ist einem unvernünftigen Ausdehnen derselben über den Lehrplan absolut nicht das Wort geredet, nur soll ihr Wert neben anderem unbestritten bleiben.

Sie sind Übungen des Geistes in methodischer Arbeit, und ich denke, das wäre eine sehr wichtige Vorbereitung für das akademische Leben. Die lateinischen Aufsätze sind aus dem Lehrplan gestrichen, wenn auch die sechste bis achte Stunde noch weichen, hat man genug modernisiert. Neben diesem Intellektuellen hat die Beschäftigung mit dem Klassischen noch einen hohen unverkennbaren moralischen Wert.

Das ist der Punkt, an dem man allen denen widersprechen muß, die gegen die Erlernung der alten Sprachen den Einwand erheben, es interessiere das die Schüler nicht und man könne daher nicht Fleiß und Aufmerksamkeit verlangen. Es kommt gar nicht darauf an, daß den Schüler alles interessiert, was er erlernen muß, im Gegenteil, er muß sich gewöhnen, etwas zu tun, was seiner Wenigkeit höchst unwichtig erscheint. Der Zwang, zu lernen, muß bestehen bleiben, nur durch ihn lernt der Schüler Pflichtgefühl. Er hat zu lernen aus Pflicht, um später aus Pflicht weiter zu lernen. Es gibt keinen einzigen, wenigstens keinen wissenschaftlichen Beruf, in dem nicht vieles nur gearbeitet werden muß, weil es eben sein muß. Nur die wenigsten Stunden eines wissenschaftlich arbeitenden Menschen sind der absolut interessanten Arbeit gewidmet. Die Energie, sich auch durch das Langweilige hindurchzuarbeiten, verdankt der Gelehrte meist der Schule. Mit dem Verfall dieser rein moralischen Übung würde daher recht viel verloren gehen. Auf dem Verzicht auf größeren Genuß beruht bei vielen Akademikern der Entschluß, ins praktische Leben einzutreten; sie tun es im letzten Sinne, weil sie Energie genug haben, sich dem Leben anzubequemen. Gegen die Sucht, den Schülern heute alles so recht interessant zu

machen, die zum großen Teil von Amerika ausgeht, kann man deshalb nicht energisch genug Front machen. Der Unterricht soll zunächst fruchtbar sein, das heißt für die kommenden Lebenslagen vorbauen; daß dazu ein Maß von Interesse bei dem Zögling notwendig ist, kann unmöglich bestritten werden, aber es ist noch ein großer Unterschied, ob dieses Interesse am Wesen der Sache, oder an Äußerlichkeiten haftet. Das Interesse, was zumeist heute angestrebt wird, ist ein rein oberflächliches, und man sollte es etwas genauer „Amüsement“ nennen. Das innere Interesse an dem Lehrgegenstand entspringt sehr häufig nur aus dem Pflichtgefühl, es wird erworben, ohne vorher dagewesen zu sein; darin besteht eine große pädagogische Kunst, dieses selbstlose Interesse zu erwecken, man kann es auch das wissenschaftliche Interesse nennen.

Schule, Universität und praktisches Leben stehen in einem beständigen Wechselverkehr. Aus der Dürftigkeit der moralischen und intellektuellen Vorbildung auf der Schule folgt zumeist ein unfruchtbares Universitätsstudium und daraus wieder ein zweckloses Leben als Mann im Beruf. Ist dieser Beruf der Lehrerberuf, so ist er weiterhin Grund zu traurigen und immer trostloseren Zuständen. Es kann auf diesen Zirkel nicht schroff genug hingewiesen werden. Man muß bedenken, daß auf der Jugend die Zukunft eines Volkes beruht, und deshalb sollte der weise Staatsmann auf sie besonders seine Sorge verwenden. Die Tüchtigkeit der Lehrer ist dazu ein Haupterfordernis. Nach den Fähigkeiten, zu lehren und einzuwirken, ist vor allen Dingen auszuwählen, nicht nach der Fülle des Wissens. Es gibt Lehrer, die nur über ein beschränktes Maß von positiven Kenntnissen verfügen und dabei die schönsten pädagogischen Erfolge

erzielen. Deshalb sollte das Staatsexamen nur eine Vorbedingung zur künftigen staatlichen Anstellung an den Schulen sein, das Hauptgewicht auf die Probejahre gelegt und nach Absolvierung dieser rücksichtslos ausgewählt werden. Es mag sich jeder selber vorher prüfen, ob er pädagogische Talente hat, um einen so verantwortlichen Posten, wie den eines Lehrers, zu verwalten.

Man hat mit Recht bisher daran festgehalten, daß die höheren Lehrämter nur von Akademikern eingenommen werden können. Es ist zweifellos, daß die am geeignetsten sind, für den rechten Gebrauch der akademischen Güter vorzubereiten, die selbst mit Ernst studiert haben. Es sind heute leider nicht viele, die das von sich behaupten können, die besten unter ihnen haben sich meist nur eine einseitige fachmännische Bildung angeeignet, die sie in einem zweijährigen Lehrkursus ohne akademische Freiheit vielleicht noch besser, jedenfalls billiger, hätten erreichen können.

Angesichts dieser Tatsache wird die Frage allerdings brennend, ob man nicht das System durchbrechen solle, nach dem alle Lehrer an Gymnasien, Realgymnasien usw. fast ausschließlich akademisch gebildet sein müssen, um einen Teil mehr technisch vorzubereiten. Man könnte es vielleicht so einrichten, daß eingeteilt wird in höhere und niedere Lehrer, und daß von den höheren Lehrern allein das Quadriennium auf der Hochschule gefordert und bei der Prüfung ganz besonderer Wert auf umfassende allgemeine Bildung gelegt wird; bei den niederen Lehrern dagegen könnte man sich darauf beschränken, neben einigen Jahren Vorbildung in einem Lehrerseminar vielleicht zwei Semester Universitätsbildung zu verlangen. Mit der fachmäßigen Durchführung dieser Andeutungen wäre zu-

gleich eine wichtige Reform der Universitäten vorgenommen.

Es wird sich voraussichtlich auf allen Gebieten allmählich die Notwendigkeit herausstellen, neben der Universitätsbildung noch eine besondere Art von technischer Bildung zu fordern; damit würde eine neue Gattung von Schulen ins Leben gerufen. Nach dieser Richtung allein kann die Entwicklung drängen, wenn das Wesen der Universitäten unangetastet bleiben soll. Es gibt zu viele Elemente, die für eine freiere Bildung nicht geeignet sind; auch sie müssen auf eine geeignete Weise dem Ganzen nutzbar gemacht werden können. Mit dieser Einrichtung würde unter Umständen erreicht, daß die Schüler in den Jahren kurz vor dem Abschluß in den Händen wirklich akademisch gebildeter Lehrer wären und an der sachgemäßen Vorbereitung zum Genuß der akademischen Güter würde es nicht fehlen.

Es ist der Vorschlag gemacht worden, die eigentliche Vorbereitung auf das richtige Studium der Hochschule selbst zu übertragen und zwar in der Form, daß die Studenten gezwungen würden, allgemeine Vorlesungen über das Studentenleben zu hören, Hodegetik zu studieren. Damit würde nun zunächst die akademische Freiheit sehr stark angegriffen. Bisher gab es keinen absoluten Zwang, Vorlesungen zu besuchen, es genügte, sie zu bezahlen. Wollte man es bei der alten Forderung lassen, so hätten die neuen Vorlesungen über Hodegetik nur relativen Zweck; sie würden natürlich nur für die gelesen, die es am allerwenigsten nötig haben, sich gängeln zu lassen, die anderen würden eben schwänzen. Die Unlogik, auf etwas vorzubereiten, in dem man mitten darinnen steht, macht sich hier praktisch geltend. Auch

wenn man annimmt, daß solche Vorlesungen über „akademisches Leben und Studium“ mit Ernst gehalten und gehört würden, haben sie fast mehr einen historischen Wert; denn wenn man erst einmal ein Semester hinter sich hat, kennt man das Studentenleben recht genau und es ist bereits entschieden für oder gegen richtiges Studieren.

Die Vorbereitung gehört vor das Studium, sie ist Aufgabe der Erziehung in Familie und Schule. Hat man gewichtige Gründe, anzunehmen, daß alle Bemühungen, dem Sohn oder Schüler Selbstzucht beizubringen, gescheitert sind, daß zudem keine Begabung da ist, dann soll man einen Eintritt in die Universität verhindern. 18, 19, 20 Jahre dürften genügen, selbst den kurzsichtigsten Eltern ein Urteil zu bringen über die Beschaffenheit ihres Herrn Filius. Die Unachtsamkeit rächt sich in den meisten Fällen sehr bitter, und dann ist es eben zu spät.

VII. Ende und Ziel; Fluch und Segen der Studentenzeit.

Mögen die Studentenjahre so wie sie sollen oder in Saus und Braus zugebracht werden, ein Ende haben sie einmal; es kommt die Zeit der Abrechnung. Ein Akt dieser Rechnungsablegung ist gewiß das Examen, aber auch nichts mehr. Von dem Wert und der Notwendigkeit richtig gehandhabter Prüfungen ist schon gesprochen, damals geschah es mehr in Rücksicht auf die Sache der Universitäten, als auf die Person des zu Prüfenden. Die Frage, ob die geprüfte oder die das Studium beendende Person ihr Ziel erreicht habe, war der Untersuchung gewichen, wie die Universität und der Staat dabei ihre Aufgaben erfüllen und ihren Ansprüchen genügen müssen.

Es ist fast gänzlich ausgeschlossen, daß irgend jemand das auf der Universität erreicht, was er zu erlangen träumte, als er kurz vor der Reifeprüfung oder unmittelbar vor der Immatrikulation stand. Der Unterschied zwischen Schule und Hochschule ist zu groß, um auch nur irgend etwas ahnen zu lassen von dem, was man als Student wird. Das Milieu ist ein gänzlich anderes; die Kluft zwischen dem Oberprimaner eines Gymnasiums und einem Studenten im ersten Semester ist weit tiefer und breiter, als die zwischen einem Studenten und einem älteren Dozenten. Das Wort Milieu muß uns zu einer Betrachtung führen, die wir noch einen Augenblick aufschieben.

Der echte Student hat beim Beginne des Studiums

gewöhnlich nur das Bestreben, recht viel zu lernen, und mit der Idee, ganz tief einzudringen in das Wissen, verbindet sich sehr häufig die Vorstellung, man müsse einst „Professor“ werden. Die akademische Karriere ist die Hoffnung der meisten jungen Studenten, und man muß demnach sagen, daß die allermeisten nicht nur ihr ideales, sondern auch ihr reales Ziel verfehlen, ja wir können sagen fast alle. Manche sehen das Vergebliche früh, manche spät, manche nie ein, die einen suchen sich bald, die anderen weniger schnell und die dritte Art von Menschen erst ganz spät, oft mit Murren, ein anderes, näheres Ziel. Es ist eine Tatsache, daß die Dozentenlaufbahn ganz besonders hohe Ansprüche an den Kandidaten stellt: ausgesprochen wissenschaftliche Begabung, unerzwungenen Fleiß und dazu vor allen Dingen sehr viel Geld; denn man muß warten können. — Ich spreche hier natürlich nur von den Forderungen, die man als sittlich bezeichnen kann, nicht von Ämtererschleichung, die in allen Kreisen als Korruptheit sich eingebürgert hat. — Gerade, um einst die Dozentenlaufbahn einzuschlagen, bedarf es daher einer um so schärferen Selbstkritik und eines tausendfachen Erwägens aller drei Punkte. Wie schon einmal hervorgehoben, können sich auch da die Kräfte ausgleichen und durch eine ganz hervorragende Arbeitssteigerung kann manche Schwierigkeit überwunden werden.

Wenn es richtig gehandhabt wird, ist die Häufung von Schwierigkeiten für die akademische Laufbahn ein ganz richtiger Weg, um die Universität und auch die Prüflinge vor vielen Gefahren zu schützen. Bei der großen Freiheit, die dem akademischen Lehrerstand für seine Existenz zugestanden werden muß, ist natürlich die Lockung, sie zu mißbrauchen, außerordentlich stark; wer

sich das Vertrauen durch harten Kampf erworben hat, daß man ihm das Geschenk der akademischen Freiheit für sein ganzes Leben verleiht, der wird um so schwerer fehlgehen. Die Geschichte weist genug Beispiele dafür auf, daß sich selbst ganz unbemittelte Männer der Wissenschaft emporgerungen haben bis zum Universitätsprofessor. Daß man schon so weit ist, wirklich tüchtigen, unbemittelten Privatdozenten Gehälter zu zahlen, ist ein herrliches Zeichen, aber es muß dringend gemahnt werden, recht vorsichtig zu sein. Es ist besser, daß hundert gute Gelehrte doch schließlich den Versuch aufgeben, als daß ein einziger kümmerlicher Vertreter zum Ziele kommt. Die hundert Tüchtigen werden auch schließlich zu ihren Vorzügen den der Selbsterkenntnis und Resignationswilligkeit hinzufügen und in einer anderen Lebensstellung ihre Kräfte nutzbringend verwerten. Aber der eine Schlechte, in den Besitz der Freiheit gesetzt, wird viele andere verderben und vor allem dadurch, daß er selbst nur ein trauriges Beispiel abgibt, die Achtung vor den Aufgaben der Wissenschaft, zumal bei den Jüngeren, schwächen. Wenn man ganz allmählich zu dem Bewußtsein kommt, du mußt das Ziel aufgeben, um zunächst ein anderes zu erreichen, dann ist das eine Beschränkung, in der Goethe den Meister erkennt. Ein Murren und Klagen, daß andere besser gestellt sind, das hat fürwahr keinen Sinn. Es ist so der unabänderliche Gang des Lebens: „Ohne Wahl verteilt die Gaben, ohne Billigkeit das Glück", und den Verhältnissen sich willig beugen, ist für die Zufriedenheit des Menschen vorteilhafter, als mit dem Schicksal zu hadern. Wer erfüllt ist mit dem lebendigen Geiste der Wissenschaft, der wird sie als ein heiliges Feuer auch in einem praktischen Berufe pflegen.

Es ist das Feuer, an dem man sich wärmt, wenn mal der innere Winter zu lange anhält, es ist der Idealismus, um den man den Deutschen immer beneidet hat, den der Pfarrer auf dem Lande inmitten seiner zahlreichen Familie und kleinen Gemeinde kultiviert; es ist der vielbespottete Schulmeisteridealismus; es ist der Trost, den der Arzt sich und seinen Patienten spendet, wenn er zu zünden weiß von diesem ewigen Feuer. Das Ziel ist nicht verfehlt, wenn das praktische Leben seine Anforderungen stellt. Der Segen des wahrhaft genossenen akademischen Lebens wird zu einem Sonnenschein für das ganze Leben und für den ganzen Kreis, in dem man arbeitet und wirkt. Wer bei der Erinnerung an die frohen Studentenlieder nicht vor Scham erröten muß, der bleibt bis an sein Ende „ein fröhlicher Student".

Wie der Segen das ganze Leben durchwirkt, so verseucht es der Fluch der vergeudeten akademischen Jahre. Wer, statt von dem Quell der Erkenntnis zu trinken, in Bordellen und Kneipen seine Gesundheit verpraßte, der wird in dem Beruf, der von ihm Aufopferung verlangt, nie befriedigt sein, und während er durch sein stumpfsinniges Arbeiten dem Staate nur wenig Dienste leistet, erzeugt der andere immer neues, frohes Gedeihen. So recht klar wird das an dem Lehrerstand, von dem der eine Teil immer klagt und stöhnt und der andere in der schwersten Tätigkeit Zufriedenheit findet, von dem ein großer Teil das Gelächter und Gespött der Schuljugend ist und zu Tode gehetzt wird, der andere herrscht und regiert. Von den sozialen und den Schäden für Familie und Haus, die aus einem verlorenen Lebensabschnitt folgen, ist schon an anderer Stelle gesprochen worden, und es wurde dort versucht, gewisse Zustände direkt darauf zurückzuführen.

Neben den vielen direkten, beabsichtigten hat aber das Universitätsleben noch andere, mehr als Begleiterscheinungen auftauchende Erfolge. Wie man bei einem Spaziergang, den man zur Erholung unternimmt, erfreut werden kann durch einen herrlichen Anblick, durch ein prächtiges Gewitter, so gibt es auch im Studentenleben gewisse Erscheinungen, die seinen Wert unter Umständen sehr erhöhen: Das Studenten-, das ganze Universitätsleben ist ein freieres, ein leichteres, ein weniger nach Zwecken und materiellen Erfolgen ringendes Milieu, als alle anderen Milieuarten, die man aufzählen könnte. Darin liegt eine große kulturelle Kraft. — Der Student kennt innerhalb seines Milieus keine Standesunterschiede, ob der Vater Handwerker ist oder Minister, danach fragt kein Mensch; man ist eben Student. Ob man einen großen Wechsel hat oder einen kleinen, das ändert nichts an dem Ansehen unter den Kommilitonen; es gibt nicht die Wertmaßstäbe, die man im praktischen Leben anzulegen sich gewöhnt hat. Ob man Christ, ob Katholik oder Protestant, oder ob man Jude ist, man ist Student und damit basta.

Ich rede hier natürlich nur von dem Allgemeinen. Daß es gewisse traurige Einrichtungen gibt, die sich erdreisten, die akademische Gleichheit zu untergraben, ist damit nicht geleugnet; jeder Körper hat seine Krankheitserscheinungen. In der Tat ist es auch heute so, daß unter den wirklich studierenden Studenten und in dem Verkehr zwischen Student und Dozent kein Unterschied von der Art gemacht wird. Für einen großen Prozentsatz unserer deutschen Bevölkerung ist diese Tatsache außerordentlich bedeutsam, d. i. für die Juden.

Es ist eine recht erfreuliche Erscheinung, daß so viele Juden heute studieren und sich eine Zeitlang in diesem vollkommen freien Milieu bewegen. Meist sind es Kaufmannssöhne, die, wenn sie ewig in ihrem Kreise bleiben, die Eigenschaften anerzogen bekommen, die außerordentlich vielen, auch recht freidenkenden Leuten sehr unangenehm sind. Dort draußen schleifen sie sich ab und finden andere Interessen, als die Vermehrung des Pfennigs, und andere Wertschätzungen, als die nach dem Inhalt des Portemonnaies. Sie leben und gehen unter in einem freieren höheren Milieu. Die Anpassungsfähigkeit des Juden an alle Verhältnisse ist bekannt, sie ist eine Hilfe bei der Arbeit, hier im Studentenleben die Gegensätze verschwinden zu lassen. Man kann heute die Beobachtung machen, daß alle wirklich Gebildeten, alle, die einmal mit Leib und Seele Student gewesen sind, dringend wünschen, daß die durch den Antisemitismus entstehende Trennung von Deutschen und Deutschen möglichst bald ausgeglichen werde; sie wünschen eine deutsche Einigkeit nicht nur in dem Sinne, wie sie nach 1870 erreicht war, sondern in weitgehendstem, des zwanzigsten Jahrhunderts würdigem Sinne. Diese Einigkeit, ein Ideal unserer Zeit, hat ihre Wurzeln auf den Hochschulen Deutschlands.

Es kann nicht übergangen werden, daß aus den Mißbräuchen der akademischen Freiheit sich Schäden eingestellt haben, die dem Milieu des Studentenlebens den eigentlichen Charakter zu nehmen drohen, und daß in falscher Weise auf sie reagiert wurde. Daß man in exklusiv jüdischen Verbindungen heute das exklusiv jüdische Element auf den Hochschulen züchtet, das ist allerdings eine Krankheitserscheinung, die mehr als „uner-

freulich“ und vollkommen unberechtigt ist trotz einiger feindlicher Haltung gewisser nichtstudierender, jedem studentischen Sein ins Gesicht trotzender Leute. Jeder findet heute das, was er billigerweise auf der Universität erhoffen kann, daselbst. Nur durch ein gemeinsames Vorgehen gegen gewisse Übel ist das Studentenleben vor der Zerstörung zu erhalten. Selbst Gegengifte müssen erst recht sachlich geprüft werden.

Das Ende der Studienjahre ist das Ende des Genusses vollkommener akademischer Freiheit; die Zeit, in der man Freiheit zu fühlen und in sein Wesen aufzunehmen lernen konnte, war lang genug, es waren die Jahre der Saat. Der Segen dieser Jahre beruht darin, daß die Saat sich auswächst und immer neue Früchte trägt; der Fluch der Studentenjahre läßt sie im Morast ersticken. Es ist das der erhabene Zauber der freien unpersönlichen Geistesbestätigung, daß sie harmonische, in sich geschlossene Persönlichkeiten schafft, Kräfte konzentriert, die sich gegenseitig die Wage halten und dem Widerstande von außen standzuhalten vermögen. Um sie bewegt sich das irrende All, die Menschen des Taumels und der kleinlichen Lebensinteressen, während sie selbst sich ihre eigenen Bahnen suchen. Aus der selbstlosen Beschäftigung mit dem Edleren der Menschheit erwächst in der Abgeschlossenheit auch eine rein irdische Zufriedenheit. Es klingt nach Fatalismus, wenn ich sage, daß das Glück den Verdienten belohnt, aber richtig verstanden verliert diese Wahrheit ihre metaphysische Färbung: Der Mutige schafft sich als Entgelt für äußeres ein inneres Glück.

Schlußwort.

Wir haben die deutschen Hochschulen aus dem tiefsten, geheimnisvollsten Leben des menschlichen Geistes erwachsen sehen, aus dem Bewußtsein und dem Glauben an etwas Edleres und Höheres als die Sinnlichkeit. Ihre notwendige Existenz als ein wichtiger Bestandteil des deutschen Volkslebens mußte erkannt und zugegeben werden. Der Wandel ihrer Form im Laufe der Geschichte, das Wachsen und Anderswerden ihrer Aufgaben zeigte sich entsprechend der Entwicklung, die alles durchmachen muß, was einmal eingetreten ist in die Gesetzmäßigkeit des irdischen Lebens. Aber ihr Kern, der nicht in der sinnlichen, sondern in einer höheren Welt ruht, mußte unverändert bleiben; mit seiner Unterdrückung ist das Messer an die deutsche Geisteskraft gelegt.

Aus dem Wesen und dem Werte der Universitäten ergaben sich die Bedingungen ihrer Existenz, die Anforderungen, die an diejenigen gestellt werden mußten, die für ihr Wohl zu sorgen haben. Mancher große Irrtum in der Behandlung der Hochschulen war zu beleuchten, weil von der Erkenntnis des Falschen das Bessere abhängig ist. Doch ist im allgemeinen der Ton nur auf das Sollen, nicht auf das Sein gelegt worden, das heißt, es ist gezeigt worden, wie die Hochschulen ausgerüstet sein sollen, um bestehen und richtig wirken zu können; dagegen ist die Frage, wie es heute tatsächlich mit ihnen bestellt ist, mehr in den Hintergrund getreten.

Die Beleuchtung einzelner „Zustände und Mißstände" ist für eine spätere Zeit vorbehalten. Während die vorliegende Arbeit die Maßstäbe schuf, an denen gewisse Einrichtungen geprüft werden können, hat eine zweite die Aufgabe, die Prüfung zu vollziehen. So ist hier kritisch verfahren in dem Sinne, daß nach Kriterien gesucht wurde, späterhin sind die hier gefundenen Kriterien anzuwenden. Während hier mit Ruhe und Gelassenheit einfach geforscht werden konnte, wird dort eine gewisse Schärfe des Urteils nicht zu vermeiden sein. Es ist aber auch da möglich, die Grenze der Wissenschaftlichkeit nicht zu überschreiten, was ja fast immer zu geschehen pflegt, wenn man bestehende Zustände einer Kritik unterzieht. Diese Tatsache, daß man bei der Betrachtung politischer und sozialer Zustände meist der Parteileidenschaft die Zügel schießen läßt, hat es bewirkt, daß in der Wissenschaft die Arbeiten über bestehende Zustände meist in keinem hohen Ansehen stehen. Es kommt natürlich hinzu, daß sie sehr schwer zu rubrizieren sind, ihr Gegenstand ist häufig außerwissenschaftlich und ihre Methode nicht allgemein anerkannt; sehr oft wird dem „Meinen" und „Glauben" allzuviel Platz eingeräumt, und damit trägt die ganze Arbeit den Stempel der Vergänglichkeit; und der einzige Wert, den man ihr beimißt, ist ein kulturhistorischer. Ich denke hier besonders an J. E. Erdmanns Ausführungen „über das akademische Leben und Studium". Sie enthalten neben dem rein auf das Thema bezüglichen, hauptsächlich im zweiten Teil, soviel rein philosophisch Interessantes, und doch gehört seine Arbeit kaum der Wissenschaftsgeschichte an, vor allem nicht der Geschichte der Philosophie. Ähnliche Arbeiten fallen zum Teil gänzlich heraus aus dem allgemeinen ange-

wandten Schema der Wissenschaften, was in vieler Beziehung zu bedauern ist. Es geht durch diese stiefmütterliche Behandlung mancher recht fruchtbare Gedanke einfach verloren.

Eine „kritische Betrachtung" des deutschen Studentenlebens im philosophischen Sinne gab es bisher noch nicht. Es ist daher erklärlich, daß in der vorliegenden Arbeit in manchem etwas fehlgegangen, manche Einzelheiten, die wichtig zur Fundamentierung des Ganzen erscheinen mögen, übergangen sind; doch hoffe ich im allgemeinen den richtigen, von mir gewollten Weg gegangen zu sein. Ein oberstes, aus dem Höchsten abgeleitetes Prinzip hat mich beständig geleitet. Damit ist natürlich nicht geleugnet, daß jemand die Hinfälligkeit des geschaffenen Systems nachweisen kann, nämlich indem er die von mir gemachten Voraussetzungen leugnet. Er würde damit ein viel geübtes Beispiel nachahmen. Wer keine Vernunft im Menschen anerkennt, muß konsequenterweise die Resultate der Logik als wertlos erklären, wer die Existenz des Kausalgesetzes leugnet, wird an der Möglichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis immer zweifeln müssen. Wer mir die Tatsache geistigen Lebens im Menschen bestreitet, den zu bekämpfen wäre eine gänzlich vergebliche Arbeit. Ich glaube daran, wie alle, die je wissenschaftlich arbeiteten daran bewußt oder unbewußt glauben und eventuell stillschweigend voraussetzen. Auf diesem Glauben ruht das Fundament der deutschen Universitäten. —

Ich hege die feste Zuversicht, daß die hier niedergelegten Gedanken von einem kleinen Teile des deutschen Publikums in der richtigen Weise aufgenommen werden, um zu eigenem Denken anzuregen. Damit wäre

einer allgemeinen Hebung von Mißständen vorgearbeitet, die bisher nur zu Sensation ausgebeutet und dadurch vermehrt und nicht beseitigt wurden. Wenn man sich in die hier angewandte Methode eingedacht hat, wird ein Verständnis für die noch zu beantwortenden Fragen unmittelbar erwachsen sein und der Gefahr ist die Spitze abgebrochen, Parteilichkeit dort zu erblicken, wo es nach der Richtschnur zu beurteilen heißt.

Ich schließe hier mit dem Versprechen ab, eine Arbeit über die „Einzelerscheinungen" baldigst folgen zu lassen; sie ist in ihrer Weise recht schwer, weil sie für den Verfasser große Gefahren birgt und ein eventuelles Scheitern an dem harten, unveränderlich bestehenden, der Entwicklungsfähigkeit baren Sein verheißt. Gerade in den folgenden Blättern wird sich der Geist des alten Studentenliedes bewähren müssen, in dem es heißt:

„Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht,
Der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht.
Frei ist der Bursch!"

Es ist mit der Wahrheit eine wundersame Sache, sie hat ihren Ursprung in dem reinen menschlichen Wesen, aus dem sie wie ein Quell entspringt, sie bahnt sich den Weg durch Schmutz und Schlamm, um dann als breiter Strom alle Hindernisse niederzureißen.

Literaturverzeichnis.

Die römischen Zahlen bedeuten die Nummern der Abschnitte, in denen die betreffenden Arbeiten aufgeführt sind. E = Einleitung.

Ermann u. Horn: Bibliographie der deutschen Universitäten. Systematisch geordnetes Verzeichnis der bis Ende 1899 gedruckten Bücher und Aufsätze über das deutsche Universitätswesen. 1905.

Im. Kant. Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen in dem Winterhalbjahre 1765—1766.

J. J. H. Nast. Von der Notwendigkeit öffentlicher, wissenschaftlicher Anstalten zur Aufklärung der Staaten, in: Kleine akademische und gymnasiastische Gelegenheitsreden 1820. (Rede vom Jahre 1782.)

Im. Kant. Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? 1784. III. Dazu: E. Katzer: Das Problem der Lehrfreiheit und seine Lösung nach Kant. 1903.

Fr. v. Schiller. Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? 1789. II.

J. G. Fichte. Einige Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten. 1794. I.

Im. Kant. Der Streit der Fakultäten in drei Abschnitten. 1798.

Fr. W. J. Schelling. Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums (gehalten 1802) 1803. (Vergl. dazu: W. Windelband: Die Geschichte der neueren Philosophie. II. 3. Aufl., S. 281—282.) E. I. IV.

J. G. Fichte. Über das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit. 1805. II. IV. VII.

J. G. Fichte. Deduzierter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höheren Lehranstalt. 1807. E.

Fr. Schleiermacher. Gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinne nebst einem Anhang über eine zu errichtende. 1808. E. I.

J. G. Fichte. Über die einzig mögliche Störung der akademischen Freiheit. Als ein Beitrag zu den Zeitfragen mit einer Einleitung herausgegeben von Arnold Ruge. 1905. (Rede gehalten 1811.) Dazu: Bruno Bauch, Fichtes Auffassung von der akademischen Freiheit in: Grenzboten III. 1905, I. III.

E. M. Arndt. Über den teutschen Studentenstaat in: „Der Wächter", h. v. E. M. A. Bd. I. XVII. 1815. Neuausgabe Wolfenbüttel 1905. III.

J. Döllinger. Betrachtungen über das Wesen der Universitäten. 1819. E.

Fr. Ed. Beneke, Allgemeine Einleitung in das akademische Studium. 1826.

G. Fr. W. Hegel. Rektoratsrede 1829. Werke. Bd. 2, I.

Fr. v. Savigny. Wesen und Wert der deutschen Universitäten in: Historisch-politische Zeitschrift von L. v. Ranke, 1832, I.

G. G. Gervinus. Plan zur Reform der Universitäten, 1835, in: Kleine Schriften. Bd. 7 (herausg. 1839).

Fr. A. W. Diesterweg. Über das Verderben auf den deutschen Universitäten 1836. E.

Fr. Ed. Beneke. Unsere Universitäten und was ihnen nottut. 1836. E. IV.

K. H. Scheidler. Staatsrechtliche und politische Prüfung des Vorschlages einer totalen Reform des deutschen Universitätswesens nebst einer Apologie der kleineren Universitäten und Protestation gegen ihre Verlegung in die Residenzstädte. 1836. E.

C. H. Bischoff. Einiges, was den Universitäten nottut. 1842.

C. v. Rotteck und C. v. Welcker. Staatslexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften. Darin: „Universitäten" Bd. 15. 1843.

Ed. Zeller. Gedanken über deutsche Universitäten. (1. Die Universität, ihre Stellung und ihr Beruf. 2. Die äußeren Verhältnisse der Universität. 3. Die Universität als Erziehungsanstalt. 4. Der akademische Lehrvortrag.) In: Jahrbuch der Gegenwart. 1845/46. I.

Fr. Th. Vischer. Das akademische Leben und die Gymnastik, in: Jahrbuch der Gegenwart. 1845.

A. Ruge. Über Lehrfreiheit und Reform der Universitäten, in: Sämmtl. Werke. 1845/46. Bd. 10.

K. H. Scheidler. Grundlinien der Hodegetik und Methodik des akademischen Studiums und Lebens. 1847. E.

C. Dahlmann. Die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt. 1. Bd., 2. Abt., Kap. 12 u. 13. 1847. I.

J. Grimm. Über Schule, Universität, Akademie. 1850.

Kuno Fischer oder die akademische Lehrfreiheit in Baden, in: Protestantische Kirchenzeitung für das evangelische Deutsch-

land. 1854. (Dazu die dort aufgeführte Literatur, betreffend den Streit zwischen Kuno Fischer und Schenkel.)
Joh. Ed. Erdmann. Vorlesungen über akademisches Leben und Studium. 1858. E. IV.
Preußische Jahrbücher. 1858. II.
J. v. Görres. Über Lehrfreiheit und Lehrzwang, in: Politische Schriften. Bd. V. 1859.
J. Fr. Hautz. Geschichte der Universität Heidelberg, herausg. von Reichlin-Medegg. 1862—1864.
R. Stintzing. Die deutsche Hochschule in ihrem Verhältnis zu der allgemeinen Bildung unserer Zeit. 1864.
Grenzboten, 24. Jahrgang, 1865. Wieder einmal ein Wort von akademischer Freiheit.
Bluntschli und Brater. Deutsches Staatswörterbuch. 1867. I.
J. v. Döllinger. Die Universitäten sonst und jetzt. 1867.
Kuno Fischer. Über das akademische Studium und seine Aufgabe. 1868. IV.
H. v. Sybel. Die deutschen und die auswärtigen Universitäten. 1868. II.
A. Trendelenberg. Die überkommene Aufgabe unserer Universität. 1857. In: Kleine Schriften. 1871. II.
Fr. Nietzsche. Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten. (W. IX., 2. Abt., Bd. 1.) 1872.
L. Meyer. Die Zukunft der deutschen Hochschulen und ihrer Vorbildungsanstalten. 1873.
J. B. Meyer. Deutsche Universitätsentwicklung, in: Deutsche Zeit- und Streitfragen. 1874.
E. Lasker. Über Anlagen und Erziehung, in: Deutsche Rundschau. 1874. VI.
H. v. Sybel. Die deutschen Universitäten, ihre Leistungen und Bedürfnisse. 1874. (2. Aufl. des oben angeführten Werkchens.)
Ed. v. Hartmann. Symptome des Verfalles in Künstler- und Gelehrtentum, in: Gesammelte Studien und Aufsätze gemeinverständlichen Inhalts. 1876.
H. Helmholz. Über die akademische Lehrfreiheit der deutschen Universitäten. 1877.
Rud. Virchow. Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat. 1877. Dazu: . . . .
E. Haeckel. Freie Wissenschaft und freie Lehre. 1878.
Ed. Zeller. Über akademisches Lehren und Lernen. 1879, in: Vorträge und Abhandlungen. 1884. IV.

G. v. Goßler. Reden im preußischen Abgeordnetenhaus vom 15. März 1882 und 26. Februar 1883, in: Ansprachen und Reden. 1890.
Ed. v. Hartmann. Zur Reform des Universitätsunterrichtes, in: Vom Fels zum Meer. 1885.
H. Siebeck. Über Wesen und Zweck des wissenschaftlichen Studiums. 1883.
K. Fischer. Festrede zur 500jährigen Jubelfeier der Ruprecht-Karls-Hochschule zu Heidelberg. 1886.
J. Flach. Der deutsche Professor der Gegenwart. 1886.
C. Hasse. Die Mängel deutscher Universitätseinrichtungen und ihre Besserung. 1817.
K. Fischer. Über die menschliche Freiheit. 1888. (2. Aufl. 1903.) III.
G. Kaufmann. Die Geschichte der deutschen Universitäten. 1888—1896.
J. Jaffé. Der Zudrang zu den gelehrten Fächern, in: Die Gegenwart. 1890.
M. Kähler. Die Universitäten und das öffentliche Leben 1891.
Rud. Virchow. Lernen und Forschen. 1892. II.
W. Lexis. Die deutschen Universitäten. 1893.
Fr. Paulsen. Die deutsche Universität als Unterrichtsanstalt und als Werkstätte der wissenschaftlichen Forschung, in: Deutsche Rundschau. 1894. II.
A. Rolett. Über Zweck und Freiheit des akademischen Lebens. 1895.
Fr. Naumann. Der Student im Verkehr mit den verschiedenen Volkskreisen. 1895.
Th. Billroth. Briefe, gesammelt von G. Fischer. 1895. IV.
H. Brunner. Der Anteil des deutschen Rechtes an der Entwicklung der Universitäten. 1896.
Fr. Paulsen. Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgange des Mittelalters bis zur Gegenwart mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht. 1896.
Fr. Paulsen. Die deutschen Universitäten und die Volksvertretung, in: Preußische Jahrbücher. 1897. I.
Bruder und Bachem. Staatslexikon, herausg. im Auftrage der Görresgesellschaft. Bd. 5 „Universitäten". 1897.
F. Klein. Universität und technische Hochschule, in: Verhandlungen deutscher Naturforscher und Ärzte. 1898. II.
H. Schmidkunz. Universitätspädagogik, in: Pädagogische Studien, herausg. von Klär und Schilling. 1898. VI.

A. Riedler. Unsere Hochschulen und die Anforderungen des 20. Jahrhunderts. 1898.
G. Bernheim. Der Universitätsunterricht und die Erfordernisse der Gegenwart. 1898. IV.
W. Waldeyer. Über die Aufgaben und Stellung unserer Universitäten seit der Neugründung des Deutschen Reiches. 1898. I. III.
G. Kaufmann. Die Lehrfreiheit an den deutschen Universitäten im 19. Jahrhundert. 1898.
E. Bernheim. Die gefährdete Stellung unserer deutschen Universitäten. 1899.
Hermann Bauer. Freiheit. 1899.
H. Osthoff. Freie Worte. 1899—1900.
Fr. Paulsen. Die höheren Schulen und das Universitätsstudium im 20. Jahrhundert. 1901.
Mannheimer. Die Bildungsfrage als soziales Problem. 1901.
F. Mach. Freie katholische Universität und moderne Wissenschaft. 1902.
W. Wagner. Die Studentenschaft und die Volksbildung, in: Vorträge und Aufsätze der Comenius-Gesellschaft. 1902.
E. Marcks. Die Universität Heidelberg. 1902.
M. Jakoby. Akademische Unfreiheiten. Zeitgemäße Betrachtungen über Schattenseiten des deutschen Studentenlebens. 1902.
Luise Neumann. Franz Neumann. Erinnerungsblätter von seiner Tochter. 1904.
F. W. Foerster. „Jugendlehre“. Ein Buch für Eltern, Lehrer und Geistliche. 1904.
O. Ritschl. Die freie Wissenschaft und der Idealismus auf den deutschen Universitäten. 1905. I.
H. Osthoff. Ein Rückblick auf den Kampf um die akademische Freiheit, in: Freistatt 10. 1905.
Verband deutscher Hochschulen. Sitzungsberichte der Tagungen zu Eisenach 11.—15. März und Weimar 10. und 11. Mai 1905. E.
E. Horn. „Akademische Freiheit“. 1905. E.
Paalzow. Akademische Freiheit, in „Deutsche Rundschau“. 1905.
Oskar Hertwig. Das Bildungsbedürfnis und seine Befriedigung durch deutsche Universitäten. 1905. II.
Fr. W. Foerster. Technik und Ethik. Eine kulturwissenschaftliche Studie. 1905.



[illegible]

[illegible]

die Sitten und das Betragen

Tübinger Studierenden

[illegible]

ROBERT VON MOHL

[illegible]

Das Problem der Lehrfreiheit

[illegible]

Dr. phil. Ernst Kunze

[illegible]

Franz Neumann

[illegible]

